

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



XA. R. Brendamour

Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 11.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen almonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

November 1886.

Inhalt: Die ersten Missionsversuche auf den Karolinen. (Schluß.) — Japan und die Japanesen. (Fortsetzung.) — Eine Fahrt in das Gebiet der Subsonbai. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: China; Madagaskar. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Marienbilder. (Schluß.)

Die ersten Missionsversuche auf den Karolinen.

(Schluß.)

2. Gründung und Untergang der ersten Gemeinde.

Vater Cantova ließ den Plan, für den sein Seeleneifer entbrannt war, nicht mehr fallen. Nach den Marianen zurückgekehrt, erhielt er im Jahre 1731 endlich wiederum die Erlaubniß, die so oft schon gewagte Fahrt noch einmal zu wagen. Zwei deutsche Missionäre, P. Franz Xaver Uhrmacher aus Regensburg und P. Victor Walter aus Tirol, beide der ober-deutschen Ordensprovinz angehörig, waren inzwischen auf den Marianen angekommen, und der eine derselben, P. Walter, wurde, wie P. Kropff sich ausdrückt, „des hohen Glückes gewürdigt, zu einem Gefährten des P. Cantova in einem so heiligen Unternehmen von Gott durch die Oberen auserwählt zu werden“.

Diesmal glückte die Fahrt. P. Cantova selbst, in der Sternkunde wohlverfahren, machte den Steuermann. P. Walter schrieb von der Insel Jalalep den 10. Mai 1731 an seinen Mitbruder P. Bernhard Schmitz aus der unterrheinischen Ordensprovinz den ersten Brief, der auf den Karolinen geschrieben wurde. Schon deshalb ist er denkwürdig und verdient einen Platz in der Missionsgeschichte; er lautet:

„Die Reise, welche ich mit R. P. Anton Cantova den 11. Hornung angetreten, ist so glücklich abgelaufen, daß wir schon den 2. März ohne von Wind und Wellen behelligt zu werden in den Inseln Lamoy oder, wie die Spanier sie heißen, Garbancos angelandet sind. Man zählt dieser Eiczer oder Erbseninseln 33 (oder 36), es werden aber nur acht davon bewohnt,

und auch diese sind also unfruchtbar, daß die armen Einwohner kaum das zur Nahrung Nothwendige darauf finden. Wenn nicht der Vater aller Menschen in seiner weisesten Vorsehung diese Inseln und besonders diejenige, von welcher aus ich schreibe, mit Palmbäumen reichlich versehen hätte, würden diese unglücklichen Jalalepaner vor Hunger sterben müssen. Sie wissen vom Fleische nichts, indem es hier weder Geflügel noch Hornvieh gibt; ja an vielen Orten leiden sie sogar Mangel an süßem Wasser, dessen Abgang der Saft der Palmfrüchte ersetzen muß. Diese Früchte haben ihnen bisher zur täglichen Speise gedient; jetzt haben wir einen Versuch gemacht und türkischen Weizen (Mais) ausgesät, um künftighin auch Brod für sie zu backen; müssen aber mit Furcht erwarten, ob nicht das schädliche Ungeziefer, die Erdmäuse, den Samen, ehe er Wurzel fasse, auffresse und also unsere Hoffnung zu Schanden mache.

Was die Insulaner selbst betrifft, so sind sie ein Volk, das zwar viele Merkmale einer natürlichen Ehrbarkeit verräth und das wilde Laster der Unzucht haßt, doch gehen sie außer einer aus den Fasern einer gewissen Baumrinde gewebten Schürze, welche die Mitte des Leibes bedeckt, ganz bloß. Sie bezeigen uns viel Liebe und Hochachtung; bei unserer Ankunft überließen sie uns eine ziemlich geräumige Hütte zur Wohnung. Wir haben darin, bis uns zu einer bessern Behausung Bauholz von anderswoher zugeführt wird — denn hier ist solches nicht zu haben — zwei Altäre aufgerichtet und lesen an denselben täg-

lich die heilige Messe. Die Heiden, welche sich an dem Thore unserer Hütte zahlreich einfanden und unserem Gottesdienste mit Ehrerbietigkeit beiwohnen, folgen dem heiligen Opfer mit nicht geringem Wohlgefallen und Bewunderung. Nach demselben hören sie aufmerksam die christliche Lehre. Weil sie weder Gößen, noch Gözentempel, noch Gößenpaffen haben, machen wir uns Hoffnung, daß ihre Bekehrung nicht allzu schwer fallen werde, besonders die der Jugend, welche wie mehr Fähigkeit, so auch größeren Eifer zur Erlernung unserer heiligen Glaubenslehre beweist. Schon viele haben das Vater unser, Ave Maria, Ich glaube an Gott, die zehn Gebote und anderes mehr in dieser kurzen Zeit begriffen. Dazu war uns von großem Nutzen, daß wir ihnen die Geheimnisse unserer Religion in ihrer Muttersprache und zwar in Gesängen vortrugen, welche sie jetzt zu Hause, auf den Gassen, auf dem Meere und überall absingen. Mit Gottes Hülfe haben wir ihnen einen großen Widerwillen gegen die abergläubischen Gebräuche beigebracht, so daß sie dieselben bereits öffentlich verspotten und ihre Eltern mit Gewalt davon abhalten und so dem Teufelsdienste einen merkwürdigen Abbruch thun. Diese kleinen Apostel werden das glückselige Werkzeug sein, durch welches wir in vielen entlegenen Inseln, die wir selbst nicht besuchen können, den heiligen Glauben auszubreiten hoffen. Bald werden wir die erste Taufe dieser jungen Katechumenen mit außerordentlichem Gepränge vornehmen; denn sie haben das Nöthige bereits begriffen. Mit den älteren Leuten wird es etwas langsamer gehen, obschon sie keine Abneigung, sondern im Gegentheil Liebe zu unserem Glauben bezeigen; allein die Gewohnheit des Aberglaubens, dem sie schwer entsagen, und ihre Unbeständigkeit zwingen uns zu größerer Behutsamkeit bei der Spendung der heiligen Taufe. Inzwischen haben wir schon 127 Kinder, welche sie selbst zu uns brachten, als Erstlinge dieser neuen Christengemeinde mit dem Wasser des Heiles reingewaschen.

Dieser glückliche Anfang macht uns ungemeinen Muth, daß wir allem Ungemach, welches auf diesen überaus mühseligen Inseln unaussprechlich uns noch bevorsteht, und aller Arbeit, welche der beschwerliche Anbau dieses düstervollen Reichs unumgänglich erfordert, herzhast entgegengehen, und die Schanze, die wir erobert haben, gegen jeden Angriff der Hölle mit unserem Schweiß, Blut und Leben zu behaupten suchen werden.

Bald nach unserer Ankunft befahl ein fast allgemeines Hals-, Haupt- und Brustweh die armen Inselaner. Da benützte der Seelenfeind diese Gelegenheit, uns bei ihnen verhaßt zu machen, als ob wir dieses Uebel mitgebracht hätten und die Urheber noch vieler anderer sein würden. Allein Gott hat die Seuche in wenigen Tagen gütigst abgewendet und den einfältigen Leuten den Argwohn gänzlich genommen, so daß sie jetzt ebenso zahlreich wie in den ersten Tagen zur Christenlehre erscheinen. Zu wünschen ist, daß sie die ersten Grundsätze des Christenthums bald erfassen, auf daß wir sie weiter zu einem sittlichen Leben, zur Abstellung vieler Mißbräuche und Ausrottung eingerissener Laster anleiten können. Der Müßiggang wird der erste Feind sein, den wir zu bekämpfen haben. Weil sie kein Oberhaupt haben und ihren Hamoles oder Herren weder Ehrerbietigkeit noch Gehorsam bezeigen, ist niemand, der sie zur Arbeit anhielte. Vom Feldbau haben sie zeitlebens nie etwas gehört; der Fischfang, dem sie bisweilen obliegen, beschäftigt sie nur zur Nachtzeit. Die müßigen Zusammenkünfte, in denen sie unter wüstem Geschrei den ganzen Vormittag ver-

geuben, und die Bäder, welche sie Nachmittags nehmen, machen sie ganz weidlich, träge und allem, was die mindeste Beschwerde mit sich bringt, abhold. Viele Stunden verschleudern sie durch Schlaf, durch Tanzen und Springen, durch Salben und Bemalen. Die albernern Menschen halten sich für um so schöner, je mehr sie von Palmöl triesen und mit rother und weißer Farbe am ganzen Leibe in wahrhaft schrecklicher Weise angestrichen sind. Diese Farben holen sie auf der Insel Yap, wohin sie jährlich fahren, um den Tribut zu entrichten. Dieser Schmuck ist ihre einzige Sorge; nach anderen Dingen verlangen sie nicht, weil sie die Armuth und das Elend schon gewohnt sind. Ihr ganzer Reichtum besteht in ihrer Hütte und einer aus Palmblättern geflochtenen Decke; außer diesem haben und verlangen sie nichts. Nur Eisenzeug reizt sie, als eine ihnen neue Sache, sehr an, und um die Hestigkeit ihrer Begierde darnach auszudrücken, bedienen sie sich des folgenden ungeschickten Vergleiches: Wie Ihr, sagen sie, nach dem Himmel, so verlangen wir nach dem Eisen. Uns wird nun obliegen, daß wir uns des ihnen so beliebten Eisens als eines Schlüssels bedienen, mit dem wir uns den Eingang in ihre Herzen und ihnen das Thor des Himmels eröffnen. Ew. Ehrwürden wollen diese unsere Bemühungen mit Ihrem beständigen Angeben im Opfer der heiligen Messe befördern, in welche ich mich und meinen Gefährten, der sich zur Rückfahrt nach den Marianen anschickt, um Lebensmittel zu holen, angelegentlich empfehle. Palalep, den 10. Tag des Maimonats 1731."

Diesem ersten Briefe unseres Landsmannes aus den Karolinen wollen wir einige Auszüge aus einem nur zwei Tage später datirten Schreiben des P. Cantova beifügen, welcher der eigentliche Begründer und, wie wir gleich hören werden, der erste Blutzuge der Mission ist:

"Gott sei gelobt! Ich schreibe aus den Gilanden de los Garbanzos, welche für einen Theil des karolinischen Seelandes Palaos gerechnet werden und wohl aus hundert größeren oder kleineren Inseln bestehen. Ich weile jetzt mit P. Victor Walter auf den genannten Inseln in vollem Frieden, nachdem wir dieselben folgendermaßen glücklich entdeckt haben. Den 11. Februar 1731 sind wir von den Marianen auf einem kleinen gebrechlichen Fahrzeug mit acht Schiffleuten und zwölf Soldaten abgefahren und den 2. März, an einem Freitage, bei den Garbanzen angelangt, als wir gerade zum zweitenmale eine neuntägige Andacht zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes beendeten. Die Garbanzen sind 36 Inseln; sie liegen von den Marianen 80 Meilen gegen Südwesten; alle sind ziemlich klein und nur acht davon von Menschen bewohnt. Nebst vielen anderen Gilanden dieses Meeres gehören sie sämmtlich unter die Botmäßigkeit des Königs von Yap. Yap ist eine große, volkreiche, beiläufig 50 Meilen von hier entfernte Insel gegen Südwest zu Süd. Von Yap noch 20 Meilen weiter gegen Südwesten liegen die großen Inseln Panleu (Palau), die ebenfalls stark bewohnt sind.

Sobald wir auf den Garbanzen eine Christengemeinde werden gestiftet und befestigt haben, will ich P. Walter zurücklassen, selbst aber mit einem neuen Missionär, den wir aus Europa erwarten, nach Yap und Panleu fahren und lebe der sichern Hoffnung, innerhalb wenigen Jahren dieses ganze Seeland Palaos mit einer Menge christgläubiger Seelen zu bevölkern, namentlich wenn noch mehrere Priester uns zu Hülfe kämen. Meine erste Sorge war, unsere Wohnung mit einem starken Zaune zu umgeben; dann besuchten wir die umliegenden

Inseln, richteten überall Kreuze auf, taufte die unmündigen Kinder und begannen, die Erwachsenen wenigstens über die allernothwendigsten Wahrheiten zu unterrichten. Schon zählen wir 127 in Christo neugeborene Kinder, wozu in kurzer Zeit einige Knaben kommen werden, welche wir mit besonderem Fleiße unterrichten, damit sie uns in der Verkündigung des Evangeliums auf anderen Inseln nach ihren Kräften behülflich seien.

Wir haben unsern Sitz auf der Insel Falalep (Faraulep) erwählt. Dasselbst unterrichten wir täglich zuerst die Männer, dann die Weiber, jedes Geschlecht gesondert, und sie werden den Christlichen Glauben sammt den gewöhnlichen Gebeten bald lernen. Sie stellen sich fleißig ein und bezeigen große Lernbegierde und inbrünstiges Verlangen nach der Taufe.

Unser Haus war bisher eine Zuflucht und Herberge für alle Gäste. Die Dachtraufe reicht bis auf drei Spannen zum Boden; die Wände sind aus kleinen Stäben, wie ein Vogelkäfig, und haben in ihrem Umfange 16 kleine Thürchen, durch welche man kriechend herein- und hinausgeschlüpft. Dessenungeachtet lebe ich hier vergnügter, als in einem prächtig gebauten Collegium, obwohl wir wegen Mangel an Bauholz auf viele Jahre keine Hoffnung auf ein besseres Quartier haben. Denn außer den Kokospalmen wachsen auf diesen Inseln nur niedere Stauden und Gebüsch, deren Holz zum Bauen untauglich ist. Trotz der Armlosigkeit unserer Wohnung haben wir darin eine kleine Hauskapelle so zierlich als möglich eingerichtet, mit einem Bildnisse der seligsten Jungfrau von Loretto geschmückt, und ein Hochamt gesungen, wobei aus kleinen Feldstücken geschossen wurde.

Die Bewohner dieser Inseln halten unter sich eine Art Polizeiordnung. Ihre Häuser stehen wie in Städten gemeinschaftlich zusammengebaut. Die Sprache ist sowohl von der philippinischen als marianischen sehr verschieden. Die Nahrung besteht schier allein in Kokosnüssen, der Trank in einem Wasser, welches sie aus denselben saugen. Uebrigens sind die Leute aufgeräumten, allzeit fröhlichen Gemüths, singen Tag und Nacht ihre Lieder, wie in einem Kloster, wo ewiger Chor gehalten wird. Die meisten tanzen gerne, zumal im Mondescheine, und zwar so ehrbar, daß die Manns- und Weibsteute abgesondert tanzen, ja sich nicht einmal zuschauen. Die Männer, jedoch nicht alle, bemalen den Leib auf mancherlei Art. Ihre Ohrlappen sind mit großen Löchern durchbohrt und ein kleineres haben sie in der Nase; in diese Löcher stecken oder hängen sie Blumen, wohlriechende Kräuter, Kugeln aus Kokoschalen, Steinchen und Muscheln. Die Knaben und Mägdelein schmücken Haupt und Hals, Arme und Beine mit Blumenkränzen, Balsamkräutern und weißem Kokoslaub; auch tragen sie Armbänder aus Korallen und Muschelwerk.

Was ihren Glauben anbetrifft, so find sie Heiden. Ihre Götter sind gewisse, Glüs genannte Geister, von denen sie Gutes hoffen und Böses fürchten, jedoch nur in zeitlichen Dingen; denn von einem künftigen Leben haben sie keine Kenntniß. Sie sagen zwar, die vom Leibe abgeschiedenen Seelen führen in den Polibis, d. h. in die Hölle hinab; was aber die Hölle sei, oder wie es dort den Seelen ergehe, davon wissen sie nichts. Sie haben gewisse Gebete, mit welchen sie ihre Glüs-Geister um reiche Ernte und um glücklichen Fischfang und um Aehnliches bitten. Tempel oder Gößenbilder findet man unter ihnen nicht; doch legen sie einige Kokosnüsse als Opfer an den Fuß eines Baumes in dem eiteln Wahne, dort hätten die Glüs ihren Sitz. Auch beim Essen, Trinken, Ankleiden und

Fischen beobachten sie manche abergläubischen Gebräuche. Wir hoffen dieselben aber mit göttlicher Hülfe bald abzuschaffen; mehr Schwierigkeiten werden uns die Zauberer bereiten, ob schon die Kinder ihrer schon auf den Gassen spotten, sie Betrüger und Teufelsgefallen schelten und zu uns führen, so oft sie dieselben auf einer abergläubischen That ertappen. Als ich unlängst von hier nach einer kleinen, vier Meilen entfernten Insel fuhr, um dort die kleinen Kinder zu taufen, bedrohte mich ein solcher Schwarzkünstler mit einem so heftigen Sturme, daß wir auf der Rückfahrt alle ertrinken würden. Allein derjenige, der allein Wind und Wetter in seiner Macht hat, führte uns also rasch und ruhig hin und her, daß die Heiden selbst bekannten, ihre Götter vermöchten nichts wider unsern Gott.

Wir leiden hier große Noth an Lebensmitteln. Obschon wir nicht einmal, sondern wiederholt türkisches Korn ausgefäet haben, will dasselbe doch nicht wachsen wegen der Menge schädlicher Feldmäuse, welche allen in die Erde gestreuten Samen sofort verzehren. Diese Thiere sind kaum auszurotten; denn obschon unsere Knaben viele Hundert gefangen haben, merkt man keine Abnahme. Die Noth zwingt mich also, auf meinem Schiffelein nach den Marianen zu fahren, um dort Reis, Türkenkorn und andere Lebensmittel zu kaufen. Ich werde aber meine Fahrt so einrichten, daß ich Guahan etwas eher erreiche, als das Schiff aus Acapulco aus Mexiko eintrifft, weil ich von den mit demselben erwarteten Missionären für diese neue Christengemeinde, welche Gott segnen, vermehren und befördern wolle, zwei zu erbeten hoffe."

P. Cantova schrieb diesen Brief auf Falalep den 12. Mai. Aus seinen Zeilen, wie aus denjenigen seines Gefährten, P. Walter, erhält man ein vollständiges Bild der neugegründeten Mission und ihrer Hoffnungen. Man sieht, wie gut sich P. Cantova im Umgange mit den schiffbrüchigen Insulanern auf die Predigt des Evangeliums vorbereitet haben muß, wie fleißig er ihre Sprache studirt hatte, so daß es ihm gelungen war, die Hauptlehren des Christenthums nicht nur in dieselbe zu übertragen, sondern in Liebesform zu bringen. Man sieht auch, wie sich die Missionäre neben dem Unterrichte, den sie mit besonderem Fleiße talentvollen Knaben widmeten, sofort Mühe gaben, die materielle Lage der Insulaner zu verbessern, und wie ihr nächstes Streben darauf hinging, den Müßiggang derselben zu bekämpfen. Aber schon zeigen sich in den beiden Briefen ebenso klar die Schwierigkeiten, welche den Bestand der Mission von vornherein gefährden mußten. Die Noth an Lebensmitteln konnte durch Zufuhr von den Marianen her bei der damals unvollkommenen Schiffsahrt auf dem stürmischen, durch starke Strömungen bewegten Meere jedenfalls nicht regelmäßig gehoben werden. Auch konnte nicht ausbleiben, daß die Feindschaft der „Zauberer“, d. h. der Wind- und Regenmacher, welche sich auf allen Inseln der Südsee finden, den Glaubensboten gefährlich werden mußte. Und nun kam ein unvorhergesehener Umstand, der das bereits im Verborgenen glimmende Feuer des Hasses in den unbeständigen Inselbewohnern urplötzlich zur hellen Flamme ansachte. Die hereinbrechende Katastrophe deutet P. Cantova in der folgenden Nachschrift an, welche er einem nur wenige Tage später verfaßten, mit dem oben mitgetheilten fast gleichlautenden Briefe an den Provinzial der Philippinen beifügte:

„Als ich, wie oben erwähnt, meinen Nachen besteigen wollte, um mich nach den Marianen einzuschiffen, zeigten sich die Insel-

bewohner auf einmal uns gegenüber verändert und gaben klar zu erkennen, daß ihr erster Eifer für unsern Glauben ziemlich erkaltet sei. Die Veranlassung hierzu bot ein aus den Marianen heimkehrender Insulaner, den ein Sturmwind von hier dorthin verschlagen hatte. Dieser erzählte nämlich seinen Landsleuten, welche schweren Frohndienste die armen Einwohner der Marianen den sie beherrschenden Spaniern leisten mußten, und versicherte, sie, die Bewohner der Garbanzen und alle Einwohner der Palaosinseln würden ebenfalls aller ihrer Freiheit beraubt und dem gleichen harten Joche unterworfen werden, falls sie das christliche Gesetz annähmen.“

Die Klage, welche der schiffbrüchige Insulaner vor seinen Landsleuten über die Behandlung erhob, welche die Spanier den zum Christenthume bekehrten Bewohnern der Marianen widerfahren ließen, war leider nur zu berechtigt. Die Missionäre aus den Marianen und Philippinen können in ihren Briefen dieselbe Klage nicht oft und laut genug erheben: ihre Bitten und alle ihre Bemühungen waren aber dem Geize gegenüber, welcher aus der Arbeit der Neubekehrten nur möglichst große Summen in möglichst kurzer Frist herauspressen wollte, fast immer erfolglos. Wenn die Missionäre die Wunden, die er schlug, auch noch so liebevoll pflegten, wenn es ihnen auch gelang, manches Harte von ihren Kindern in Christo abzuwenden — die wilde Leidenschaft der Krämer und Soldaten war ein Giftbaum, der die aufkeimende Saat des Christenthums furchtbar schädigte. Und nun war ein Samentorn dieses Giftbaumes über's Meer geflogen und fand in den Herzen der Karoliner, welche sich eben der christlichen Lehre zu öffnen begannen, ein geeignetes Erdreich.

P. Cantova sah mit Schmerz, wie die Saat des Mißtrauens, die der heingekehrte Insulaner austreute, rasch Wurzeln faßte und bittere Früchte zeitigen mußte. Unter diesen Umständen änderte er seinen Plan. Er selbst beschloß, auf der Insel zurückzubleiben, um die aufgeregte Menge zu beruhigen: war er doch der Sprache der Eingeborenen besser mächtig, als sein Gefährte; auch mag es ihm passend erschienen sein, daß der Obere für sich den gefährlicheren Posten erwähle. Auf der andern Seite war es jetzt doppelt nothwendig, Hülfe an neuen Missionären und materielle Unterstützung für die bedrohte Mission zu gewinnen. P. Cantova schickte also seinen jüngern Gefährten, P. Walter, nach den Marianen.

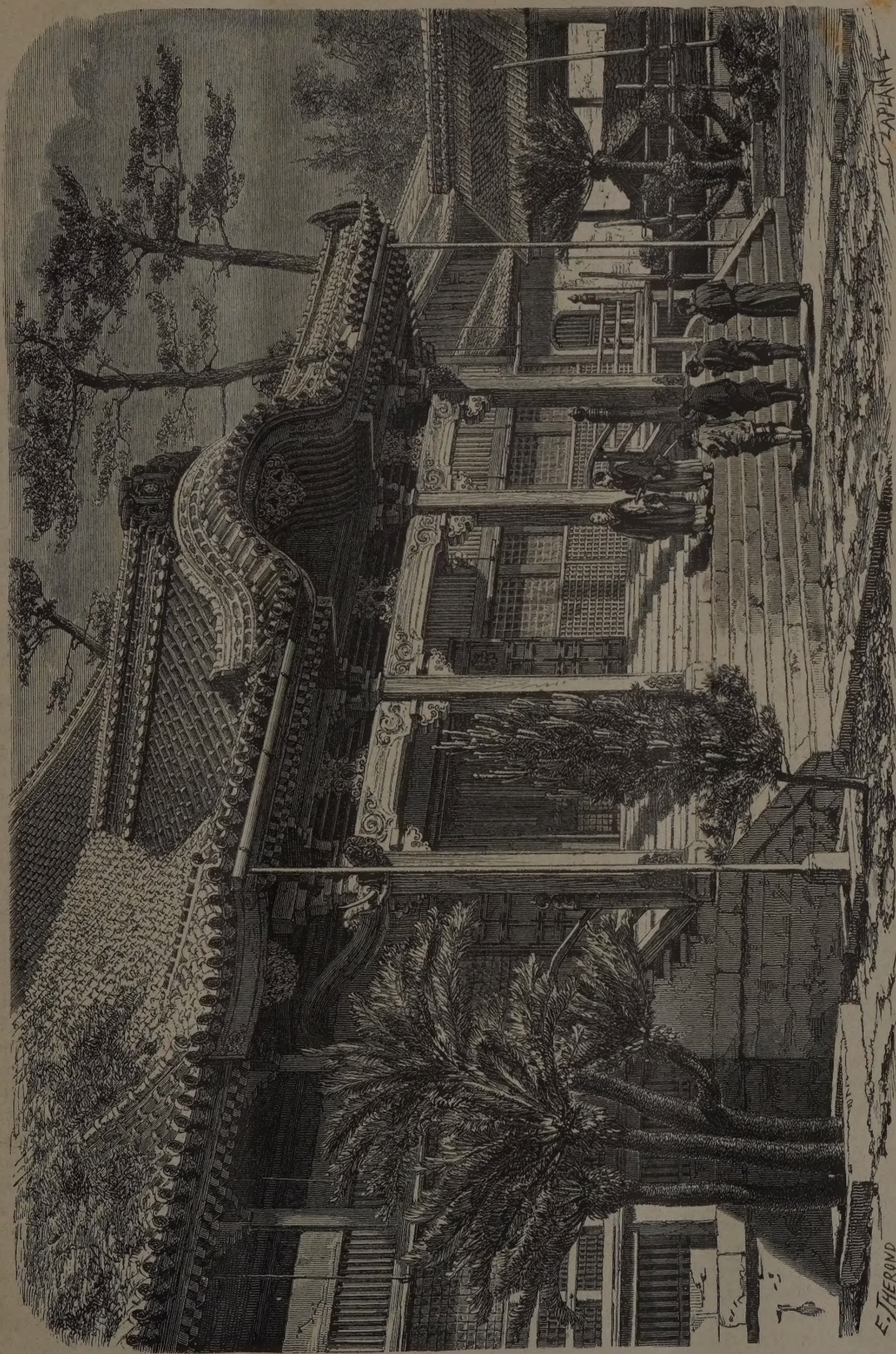
Gehorsam, wiewohl schweren Herzens, verließ dieser Falaep und suchte, nordwärts steuernd, die Insel Guam zu erreichen. Kaum hatte er aber die hohe See gewonnen, so erhob sich ein heftiger Disturm und warf das Schiff westwärts in die Nähe der Philippinen. Mit Roth erreichte er im Herbst 1731 den Hafen von Manila. So sehr er selbst und seine Oberen sich Mühe gaben, dem P. Cantova möglichst rasch beizuspringen, gelang es doch erst im Frühjahr 1733, das Schiff mit der nöthigen Fracht auszurüsten. Allein dasselbe scheiterte bei der Einfahrt in den Hafen von Apaña (auf Guam); die ganze Ladung und alles, was zum Baue eines Missionschiffes nöthig war, ging zu Grunde. „Wunderbar sind Gottes anbetungswürdige Rathschläge,“ schreibt P. Bonani den 20. Mai 1733 aus Guam. „Jetzt regen wir die Hände in rüstiger Arbeit, um Ende dieses Monats ein neues Schiff zu vollenden

und in See stechen zu lassen, auf daß wir endlich erfahren, ob P. Cantova sich noch in diesem Leben befinde, oder bereits zu einem bessern übergegangen sei.“

Die Nachricht, welche P. Walter nach einigen Monaten zurückerbrachte, war, wie man befürchtet hatte, eine sehr traurige. Die Mission war gänzlich verwüstet, P. Cantova von den Insulanern erschlagen; die Wilden zeigten sich feindselig, und so mußte die mit so großen Opfern begonnene Arbeit vorläufig eingestellt werden. P. Malinsky aus der böhmischen Ordensprovinz theilte den Tod P. Cantova's in einem Briefe vom 2. Hornung 1734 mit den folgenden Worten mit: „P. Johannes Antonius Cantova, ein Wälscher von Geburt, ist von den unmenschlichen Einwohnern der karolinischen Inseln aus Haß des Glaubens auf grausame Art um das Leben gebracht worden, vielleicht damit er das unfruchtbare Erdreich dieser Eilande, welches er mit seinem Schweiß eine geraume Zeit umsonst befeuchtete, durch sein Blut fruchtbar mache. Er ist schon der dritte aus den Missionären dieser Inseln, denen die Palme des Martyriums allda zu Theil wurde¹. Auch der vierte, P. Victor Walter, der Gefährte P. Cantova's, wäre unfehlbar ermordet worden, wenn er nicht eben damals, da sein Gefährte dieses Glückes theilhaftig wurde, nach den Marianen gefegelt wäre, um Lebensmittel und andere nothwendige Dinge herbeizuschaffen. Was P. Walter nicht erlangte, ist den katholischen Tagalen, welche von Manila aus P. Cantova nach den Karolinen folgten, zu ihrem größten Troste zu Theil geworden. Sie alle sind durch die Barbaren eines gewaltigen Todes hingerichtet worden. Ihre Leichname warfen sie an das Ufer des Meeres. Des selig verschiednen Vaters Leiche aber haben sie in die Erde eingegraben und die Grabstätte mit einem Schuttdache überdeckt, vielleicht damit dieser kostbare Schatz von den Christen späterer Zeit zur gebührenden Verehrung erhoben und an einen bessern Ort übertragen werde.“

Das ist die letzte Nachricht, welche wir über den Missionsversuch auf den Karolinen im vorigen Jahrhundert finden. Der Brief, den P. Walter ohne Zweifel an seine Oberen mit genauen Nachrichten über den Zustand der verwüsteten Mission und die Katastrophe selbst geschrieben haben wird, ist uns nicht erhalten. Man konnte nach den vielen Unfällen kein neues Schiff mehr bekommen, welches die Fahrt in den gefährlichen Archipel unternommen hätte. Dann kam der wuchtige Schlag, der die ganze Missionsthätigkeit zu Ende des letzten Jahrhunderts traf, und so ruhte die katholische Mission auf den Karolinen. Protestantische Sendboten versuchten seit 1852 von Hawaii aus, namentlich auf den östlichsten Inseln Kusaie und Ponape, einige Gemeinden zu gründen. Wie wir schon zu Anfang dieses Jahres bemerkten, wird jetzt auch die katholische Missionsthätigkeit aufs Neue in Angriff genommen. Bereits hat Leo XIII. durch Decret vom 15. Mai dieses Jahres spanischen Kapuzinern das lange brachliegende Arbeitsfeld übertragen. Möge es endlich, nachdem schon vor anderthalb Jahrhunderten mit Thränen darauf gesäet wurde, den neuen Arbeitern eine frohe und reiche Ernte bringen!

¹ P. Malinsky meint die PP. Duberon und Cortis, welche auf der Andreasinsel vielleicht ermordet wurden (vgl. S. 158 ff.).



Buddhistischer Tempel in Nagasacki.

Japan und die Japanesen.

(Ein Culturbild. — Fortsetzung.)

4. Kunstgewerbe, Kunst und Religion.

Wir haben das ausgezeichnete Talent der Japanesen, Gesehenes und Beobachtetes nachzuahmen, bereits hervorgehoben und dabei bemerkt, es leide die europäische Einfuhr darunter. Wie schwedische Streichhölzer und englische Gewehre, so wird französischer Cognac, werden deutsche Schulbücher und Kanonen im Lande selbst hergestellt und auch zuweilen, wie man sagt, Fabrikmarken so täuschend nachgemacht, daß man den Besitzer der Marke damit anführen könnte.

Dieses Talent ist nur eine Aeußerung des industriellen Sinnes der Japaner und jener Begabung, welche in ihrem Kunstgewerblichen Schaffen unablässig und erfolgreich thätig ist. Freilich fehlt der japanischen Kunst, trotz der vereinzelt Anklänge an den italienischen Barockstil, welche Freiherr von Hübner hervorhob, die vornehme Größe der Renaissance und mehr noch der ideale Schwung der frühmittelalterlichen Werke, aber das japanische Kunstgewerbe steht seit Jahrhunderten auf so hoher Stufe technischer Meisterschaft und Vollendung, daß nach der Versicherung erfahrener Fachleute die genauere Kenntniß desselben im gewerblichen Leben Europa's „förmliche Umwälzungen“ hervorrief. Es offenbart dasselbe seit Jahrhunderten bereits regen künstlerischen Sinn, der am Lieblichen und Kindlichen sich erfreut, alles Rauhe und Rohe meidet; der in freundlicher Freigebigkeit sogar in die dürftigen Wohnungen armer Leute, auf die gewöhnlichsten Gegenstände des Alltagsbedarfes einen Strahl von Schönheit und Anmuth hinzubereit. Deshalb muß ein Bild von Japans Cultur das Kunstgewerbe in den Vordergrund rücken.

So massenhaft ist, was Kleinkunst und Großindustrie heute verfertigen, daß es leichter wird, das Fehlende zu nennen, als das Vorhandene aufzuzählen; so mannigfach, was Handwerk und Gewerbe zu Markte tragen, daß man sich bescheiden muß, jene drei Zweige eingehender zu berücksichtigen, welche Japans industriellen Ruhm ausmachen: die Bronzen, die Lack-Arbeiten und die Erzeugnisse der Kunsttöpferei.

Da in Alt-Japan alles als unrein galt, was sich mit todtten Thieren irgendwie zu schaffen machte, fehlte die Gerberei vollständig und vermiste man alle Arten Lederwaaren und Pelzwerk. Während bei den acht mongolischen Völkern fast überall ausgesprochene Vorliebe für Pelzwaaren herrscht und diese darum in China ganz vortrefflichen Absatz finden, ist bei den Japanern gar keine Nachfrage darnach. Wohl aber nimmt der Bedarf an Lederwaaren beständig zu. Denn die sehr zahlreichen großen und kleinen Herren, die in Japan beritten sind, haben schnell begriffen, daß ein leichtes englisches Sattelzeug eleganter und für beide beim Reiten Theilnehmenden weit vortheilhafter sei, als plumpe Holzsättel, mochten noch so zierliche Lackfiguren darauf gemalt sein, als schwere seidene Pferdehüllen mit goldenen Tressen und beim Traben gewaltig baumelnden Quasten. Gerade wie bei uns wird das Sattler- und Böttcherhandwerk betrieben; Japan ganz eigen ist aber die Verfertiigung von lackirten Hüten und Reisstroh-Sandalen. In der Herstellung von Spiegeln und Pinseln sind sie Meister. Letztere gibt es in staunenswerth feinen Qualitäten für Lackarbeiter namentlich und für Schriftsteller. Kompaß und Uhr kannten die Japaner schon lange; Chronometer, Barometer, Thermometer, Tele-

graphen und Telephone hatten sie eben erst verstanden und auch schon verfertigt. Bei der japanischen Großindustrie darf man zunächst nicht an unsern Fabrikbetrieb denken, sondern nur an die Production in großem Maßstab. Erzeugung von Chemikalien, Tuchverfertigung und Teppichweberei sind Cultur-Erzeugnisse Neu-Japans; ebenso Cigarrenfabrikation und Bierbrauereien. In den siebenziger Jahren kehrten die ersten japanesischen Jünglinge heim, die auf deutschen Universitäten gebildet worden waren; es folgte ihnen Lagerbier auf dem Fuße, und alsbald konnte man auch Brauereien in Bau und Betrieb nehmen. Die Seidenindustrie dagegen und die Papierfabrikation sind von Alters her in Pflege genommen und in Blüthe stehende Industriezweige.

Reichthum haben wir als einen hochbedeutenden Ausfuhrartikel ausgeführt, dergleichen Seidenwürmer-Eier. Aber auch Gold- und Silberstoffe, Atlasstoffe von zartester Zeichnung und mattgebrochenem Glanz verfertigt und versendet Nippon. Uebrigens ist, wie Freiherr von Hübner mittheilt, die Seidencultur in Verfall gerathen. Die vorzüglichste Seidenzucht wird in den Provinzen Oshiu und Schiusiu getrieben. Die Städte Yonesaga, Upeda, Chosiu und Shimamura dienen als Magazine. Nirgends ist das Klima günstiger für die Eierzeugung, welche eine trockene Luft erheischt. Noch bis vor Kurzem holten die Seidenraupenzüchter aus anderen Gegenden Japans ihren Bedarf an Eiern in diesen beiden Provinzen. Aber seit die italienischen Züchter in Folge der Krankheit des lombardischen Seidenwurmes die Eier von Oshiu und Schiusiu um fabelhafte Preise aufkauften, haben die Fabrikanten im Süden und in anderen Theilen des Reiches aufgehört, ihren Eiervorrath aus diesen zwei Provinzen zu beziehen. Man begnügt sich mit den an Ort und Stelle erzeugten Eiern von mittelmäßiger Qualität. Daher kommt es, daß die japanischen Stoffe so sehr an Gehalt und Werth verloren haben. Doch ist die Zahl der Seidenhandlungen in den Straßen bedeutenderer Städte, Tokio's vor Allem, noch sehr groß. „Die ganze Front des unteren Stockwerkes,“ schreibt Berg, „ist nach der Straße hin offen und nur gegen die Sonne mit blauen Gardinen verhängt; auf diesen prangt die Firma in großen weißen Schriftzügen. Auf dem mit feinen Matten bedeckten Fußboden kauern die Handlungsdiener; einige sind mit dem Buchhalten beschäftigt, andere legen den vor ihnen sitzenden Kunden die Waaren vor, Käufer von Rang und Stand führt man in das obere Stockwerk hinauf, wo die theuersten Sorten aufbewahrt werden.“

Auf der Pariser Weltausstellung von 1878 hat man ein unzerbrechbares Pflanzpapier, geölt und mit Kreuzfäden versehen, vielfach bewundert. Es wird in Japan seit Langem massenhaft hergestellt, da es immerfort und überall Verwendung findet. Sogar Ledertapeten, Zelttuch oder Wollhemden sind aus diesem Papier; es dient zu Regenmänteln, Servietten und Schnupftüchern. Dasselbe Papier braucht man als Dachbekleidung für manche Häuser, viele Sänften, alle Regenschirme, zu Laternen und Lampions. Es gab früher keine anderen Fensterseiden als aus diesem Universalpapier. Seitdem das Berliner Gewerbeuseum die Sammlung des Prof. Reim erworben hat, ist es für die Kenntniß der Kunstgewerblichen Manufactur Ostasiens zu einer wahren Hochschule geworden, da man dort nicht nur sieht, was, sondern auch

studiren kann, wie das alles erzeugt wird. Ein Wandfchrank enthält auch Proben der japanischen Papierindustrie; es ist durchgängig Pflanzenpapier aus dem Bast des Papiermaulbeerbaumes. So schöne Papiertapeten man auch haben kann, prächtig in Laß und Farben ausgeführt, ziehen die Vornehmen doch Seidentapeten vor. Auch die Visitenkartenmalerei, ein vielgepflegter Industriezweig, stellt hohe Anforderungen an die Papierfabrikation, höhere noch die Herstellung von Fächern, obwohl man zu den meisten Holz oder Bambusblätter nimmt. Eine weitverbreitete, oft verlangte Specialität sind die „Dgi“, faltbare Fächer. Osaka ist der Mittelpunkt dieser Manufactur; Kioto besorgt das Künstlerische in Goldlaß und Farbenpracht. Die Japaner selbst beziehen jetzt zumeist ihren Bedarf aus Nagoja, wo es viel wohlfeilere Waare gibt. Neben den gegenwärtigen Preisen ist zur Zeit, da Japan dem Welthandel noch verschlossen war, auch der theuerste Fächer noch billig gewesen; damals aber verkaufte man jährlich selten 10 000 Stück; jetzt gibt es schon Jahre, in denen drei Millionen Fächer mit einem Werth von 90 000 Dollars Absatz finden.

Japans Metallindustrie wurde zumal durch die Bedürfnisse des streitbaren und rauflustigen Ritterthums vergangener Zeiten gefordert und gefördert. Bekanntlich währten diese mittelalterlichen Zeiten Japans bis zum Jahre 1868. Auch der buddhistische Gottesdienst trug zur Hebung der Erzgießerei in hohem Maße bei. Die Bronzeläben von Tokio gehören mit zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten. Es sind große Metallwaaren-Bazare. Ein mittlerer Saal enthält Luxusbronzen aller Art; ein Nebengewölbe ist wie eine vollständige Sattelfammer eingerichtet; in einem anderen findet sich eine reiche Auswahl häuslicher Einrichtungsgüter. Hier sind alle Küchengeräthe vorrätig, bis zu den einfachsten Blechwaaren böhmischer Hausfräuer. Dort englische und einheimische Rüstungen, Säume und Sporen, Stahlhelme und Panzerhandschuhe, vor Allem aber prachtvolle Waffen. Die Schwerfegerei stand nämlich von jeher im Mikado-Reiche in besonderem Ansehen und auf hervorragender Höhe. Während alle anderen Handwerke als eines Ritters unwürdig angesehen wurden, fand die Kunst der Waffenschmiede vorzugsweise unter Männern ritterbürtiger Abkunft Pflege. Vor 1868 hatten die japanischen Edelleute bekanntlich das Recht, zwei Schwerter zu tragen: es war dieß das Symbol herrschaftlicher Gewalt. Das große Kriegsschwert „Dschintatschi“ mußte ein Knappe voraustragen, und er hatte vollauf daran zu schleppen. Auch die Doctoren waren schwerbewehrte Männer. „Mitsutschi“ hieß die Gelehrtenklinge. Der Gebrauch dieser bedenklichen Instrumente war durch ein Ceremoniell voll der kleinlichsten Bestimmungen geregelt; aber die Leidenschaft, eines berühmten Degens Schärfe zu erproben oder auch zu beweisen, dennoch Ursache häufiger Bluthaten. Das Jahr 1570 ist der Scheidepunkt zweier Perioden in der Waffenschmiedekunst. Die seither verfertigten Waffen heißen Shinto, die älteren Koto. Horikawa Kuni-hiro ist der Meister unter den Neuen. Zur Zeit Shinjoku's, der im 9. Jahrhundert blühte, ward die Klinge Nuke-maru geschmiedet. Der reckenhafte Held Taiwa Tabamori zog mit ihr aus, den Drachen Ja zu tödten. Vor dem Kampfe rastete er ein wenig zu seiner Stärkung und schlummerte, das Schwert zu seinen Häupten unter dem als Kopfkissen dienenden Wams. Das Ungeheum macht eben einen Raubzug und wälzt sich wider den im Schlafe Wehrlosen. Das gute Schwert aber, nicht faul, springt auf und tilgt auf eigene Rechnung und Gefahr den Ja aus den

Reihen der Lebenden. Dem 13. Jahrhundert entstammen die Mörserschwerter des Toschiro und das Bohnenischwert des Nagamitsu, so genannt, weil man mit jenem einen metallenen Mörser, mit diesem eine in die Luft geworfene Bohne durchhauen konnte. Die japanischen Werkmeister haben zahllose Kniffe und Griffe in der Ausübung ihres Handwerks. Die Schneide wird getrennt von Hest und Bügel geschmiedet. Nach den Vorgängen hierbei bekommt die Oberfläche verschiedene Zeichnungen, daraus sich viele Stilgattungen ergeben. Man hatte früher eigene Regierungsbeamte, deren einzige Aufgabe darin bestand, die Merkmale der Stilarten wie die Marken der Meister zu wissen und zu lehren. Auch Inschriften werden gravirt oder geätzt, wie z. B. diese: „Ich will schneiden für 10 000 Jahre“; „Friede sei unter dem Himmel“ u. a. m. Sowohl Stichelblätter als Griffe und Klingen wurden zumeist in geschicktester und geschmackvollster Weise tauschirt. Das Verfahren hierbei ist dieses: Entweder wird die Zeichnung auf der Oberfläche des Eisens oder Stahles herausgeschnitten, die Ränder unterstochen, Silber oder Goldfäden eingelassen und eingehämmert; oder es wird die ganze Oberfläche wie eine Feile rauh gemacht, silberne oder goldene Muster in faden dünner Arbeit aufgelegt und dann das Ganze glatt polirt. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts lernten die Japaner von den Bewohnern des himmlischen Reiches das Geheimniß des Zellschmelz-Emails auf Metall und brachten es auch hierin zu hoher Vollendung. In der Rein'schen Sammlung des Berliner Kunstgewerbemuseum sind sowohl tauschirte (d. i. eingelegte oder eingeätzte) als emailirte Bronzen. Ein Schrank in dem Saal der orientalischen Metallarbeiten zeigt in einer Reihe von Tellern den ganzen Vorgang der Zellschmelz-Emailirung veranschaulicht. Die Zellenwände werden auf die kupferne Schale aufgesetzt und eingeschmolzen, die Schmelzfarben als flüssiger Brei wiederholt eingefüllt und gleichfalls eingeschmolzen; erst nach dem dritten Mal heben sich die Farben über die Zellenränder und dann erst wird das Ganze abgeschliffen und vergoldet.

Große Liebhaber und vorzügliche Abnehmer von Bronzen sind auch die Bonzen. Sie bestellen Glocken und Glöckchen mit und ohne Figurenguß; gewaltige Gongs (Schlagglocken), Triangel, die von herrlich geformten Metallgestellen herabhängen; Vasen, schellenbehangene Kronleuchter und mit Rauchwerk zu füllende Erzbecken; heilige Thiere in Bronzezug, den phantastischen Hund von Korea und den noch phantastischeren Vogel Goho; die beiden Sinnbilder langen Lebens, denen man überall in Japan begegnet: Kranich und Schildkröte. Letztere bedeutet mit Schwanz 10 000 Jahre, ohne Schwanz 1000 Jahre. In Nara und Kamakura findet man wohl die größten Gußarbeiten der Welt: dort ein Götzenbild (der „Daibutsu von Nara“), welches aus einem 16,8 m hohen Gußstück besteht, das im 8. Jahrhundert angefertigt wurde; hier einen 14,7 m hohen Tempel aus Bronze. Zum Götzenbild von Nara sollen ungefähr 450 000 kg Metall verwendet worden sein. Die bedeutendsten Gießereien befinden sich in der Nähe von Tokio; die fertigen Stücke werden, falls es sich um Emailirung handelt, nach Osaka oder Kioto geschickt.

Im Lande hoch angesehen ist die Schule der Schmiedekunst zu Hiroshima. Die Gießer nehmen zu jedem Guß ein neues Modell, um alles Schablonenhafte zu vermeiden und möglichst großen Formenreichtum zu erzielen. Will man Naturgegenstände, Blumen oder Käfer u. dgl. gießen, dann bedient man sich der Originale als Modell. Sonst sind die Modelle meistens

aus Holz. Man überzieht sie mit einer dünnen Schicht eines aus feinstem Thon und Wasser gebildeten Teiges. Ist der erste Ueberzug trocken, folgt ein zweiter, ein dritter u. s. f. Schließlich wird das Ganze mit Lehm verschmiert und so zu einem unförmlichen Klumpen. Man versieht diesen mit einer großen Zahl kreisrunder Löcher zum Eingießen des Metalls. Erst wird aber diese Form so lange gebrannt, bis das ursprüngliche Holzmodell im Innern eingesehert ist. Dann wird durch die Löcher das Innere ausgeblasen und nun „frisch, Gesellen, seid zur Hand“!

Auch dem Hausbedarf und dem Luxus dient die Bronzeindustrie und zwar nicht an letzter Stelle. Kandelaber und Hängelampen, Branntweinfannen und Theekessel gibt es fast

überall in eleganten Formen und geschmackvoller Ausführung. Die Kunstfertigkeit der Japaner in den kleinen Bronzearbeiten, schreibt Berg, ist unübertroffen. Hier walten neben rein ornamentalen Mustern die humoristischen Darstellungen vor: z. B. der Hase als Apotheker, welcher, hinter einem Mörser stehend, den mächtigen Stößel rührt; ein Kater, der mit sentimentaler Geberde im Mondschein tanzt; Schatzgräber, welche einen Kasten öffnen, dem höhrender Spuk entsteigt u. s. f. Oft für Metallarbeiten schwierige Aufgaben (z. B. ein Angler im Regen), stets aber ist die Darstellung charakteristisch und anziehend.

Noch bekannter als die Bronzen sind uns die japanischen Lackfächer und Kunsttöpfereien. Die ersten japanischen Lackfächer kamen etwa im Beginn des 18. Jahrhunderts über China nach



Schauspieler und Tänzer am Hofe des Mikado.

Europa. Marie Antoinette von Frankreich gehörte eine Sammlung an, die gegenwärtig im Louvre zu sehen ist, aber weder an Vollständigkeit noch Kunstwerth hervorragt. Sie zeigt, daß die japanische Lacktechnik sich seitdem nicht verändert hat, wenn gleich damals die Ausschmückung viel dürftiger war. Schon auf der Weltausstellung von 1867 erzielten Lacke und Porzellan ungeahnte Erfolge und ungemeßene Preise. Es wurde eine förmliche Modekrankheit daraus. Hierdurch bekam der industrielle Sinn der Kinder Jappons neue Anregung, und es entging ihm nicht, daß die Kinder Europa's Farbenpracht und Goldglanz, überhaupt reiche Decoration lieben. So wurde denn hierin fortan auch ein Uebrigcs gethan. Nach Weise der Intarsia (eingelegte Arbeit) lackirte Perlmutterfächer sind seit-

her erst auf gekommen. Diese Modekrankheit verbreitete sich von Frankreich über Europa, und sie hat es zu verantworten, wenn uns überall die bekannten buckligen oder zwerghaften Lackgestalten begrüßen: Büchergestelle und Toilettefächer, Theebrett und Brodkorb, Cigarrenständer und Aschenbecher, überall japanische Lackarbeiten. In Japan geht man übrigens noch weiter; es gibt Wasch- und Kohlenbecken, Pferdekruppen und Schöpfkellen aus Mtlack mit Goldfiguren. Sonst unterscheidet sich der japanische Geschmack in Bezug auf Lackwaren dadurch vom europäischen, daß er auf reiche Decoration wenig, sehr viel Werth aber auf hohes Alter legt. Im Tempel von Nara werden ein Paar uralte lackirte Schachteln aufbewahrt, die statt der Einbände für Gebetbücher dienen. Ihr Alter wird

auf mehr als 1½ Jahrtausende geschätzt. Diese ältesten Arbeiten scheinen von unverwundlicher Frische. Das Paquetboot „Mit“, welches viele Kunstfachen, die auf der Wiener Weltausstellung gewesen waren, darunter Lacke von höchstem Alter und Werth, an Bord hatte, sank am Cap Jazu. Als nach fünfzehnmonatlichem Aufenthalt im Seewasser am Meeresgrund Vieles davon wieder gerettet worden war, fand man die Lacke vollkommen unbeschädigt. Es sind abermals die Sammlungen des Prof. Rein, welche über die Technik der Lackarbeiten deren europäische Freunde unterrichteten. Sie verdient um so größere Beachtung, als gerade Tadellosigkeit der Ausführung, an der keine Lupe ein Stäubchen von Unebenheit findet, alle japanischen Lackarbeiten auszeichnet.

Die größte Begeisterung jedoch unter den Liebhabern und das regste Interesse unter den Kunstforschern hat Japans Kunsttöpferei zu wecken gewußt. Und wirklich bezeichnet sie den Höhepunkt von Japans kunstgewerblichem Schaffen. Kaiser Karl V. war der Erste, der ein vollständiges Tafelservice mit Wappen und Namenszug aus Ostasien bezog. Auch Franz I. von Frankreich hatte eine leidenschaftliche Liebe für schöne Vasen und kostbare Urnen. Dem Beispiele der Monarchen folgten die Großen. Bald verführten die portugiesischen und holländischen Faktoreien manches Service aus Ostasien für die fürstlichen Höfe Europa's, wo Japans Porzellane bald ebensoviel galten, als die China's. Die ächten Erzeugnisse der japanischen Kunsttöpferei sind jetzt vielleicht seltener geworden, als am Ende



Hosotate-ban des Mikado.

des vorigen Jahrhunderts, gewiß aber werden die dicken Bücher darüber immer häufiger. Allerdings ist nicht zu bezweifeln, daß man, bevor das Mikado-Reich für den Welthandel erschlossen wurde, von der eigentlich nationalen Kunst, wie sie im Lande wuchs und waltete, so gut wie nichts wußte. Denn die kostbaren, nach unserem Urtheile oft wunderschönen Stücke, welche damals in Europa weit verbreitet waren und heute noch in einzelnen Museen bewundert werden können, sind für die Ausfuhr eigens angefertigte Waare, während das, was der Japaner wahrhaft für ein Kunstwerk hielt, ihm viel zu werth war, als daß er es dem damals verachteten Europäer überlassen hätte. Man besaß also freilich eine große Menge ächter Waare, erfuhr aber daraus nichts über die Eigenart und den

Entwicklungsgang der japanischen Kunst. Heute steht es anders. Die Kunstschätze des Landes bis zu der kostbaren Satsuma-Waare sind bekannt und beschrieben. Im Porzellan sind die Japaner Schüler der Chinesen, die ihnen bis heute darin überlegen sind; das Geheimniß der Fayence aber kam von Korea nach Nippon, und hierin sind die Japaner nicht nur ihrer Lehrer Meister geworden, sondern übertreffen überhaupt alle Leistungen dieses Gewerbszweiges. Es gereicht dieß dem künstlerischen Können der Japaner sehr zur Empfehlung. Denn sie haben dem viel geringern und gemeinern Stoffe, dem irdenen Geschirre, so hohen Werth zu geben vermocht, daß es dem von Haus aus edleren Porzellan beinahe ebenbürtig wurde. Obwohl die Chinesen das ächte kaolinhaltige Porzellan schon im

ersten Jahrhundert n. Chr., anderes aber schon drei Jahrtausende v. Chr. gefertigt haben wollen, pflegt man heute die Erfindung des Porzellans in China in das zehnte Jahrhundert n. Chr. zu setzen. Noch ist es eine offene Frage, in wie weit von eigentlicher Erfindung da die Rede sein kann. Neueste Forschungen haben nämlich gezeigt, daß zu derselben Zeit in Indien und Persien Porzellanwaaren einheimisches Erzeugniß gewesen sind. Das erste Porzellan war einfach farblos elfenbeinartig. Es folgte die Erfindung von Blau unter der Glasur: „wie der Himmel zwischen Wolken nach dem Regen“, sagte man im Reiche der Mitte. Der chinesische Kaiser wollte dieses für sich monopolisiren; bald jedoch war keines verbreiteter als dieses, das wir mit dem Namen Kanton-Porzellan zu bezeichnen pflegen. Dazu kam Violett, Gelb, Blutroth. Hochgeschätzte Gattungen sind das „Celadon“, an seinem seegrünen Ton, und das Krackporzellan, an seiner künstlich unebenen, rissigen Glasur leicht kenntlich; beide Erfindungen der allerersten Perioden, wo man nur einfarbige Geschirre kannte. Das Krack wird durch ein der Glasur beigemishtes Pulver hergestellt, welches bewirkt, daß beim Brande die Oberfläche leichte Sprünge bekommt, rissig wird. Soweit war die Entwicklung des Porzellans, als es zu Anfang des 14. Jahrhunderts nach Japan kam. 1513 kehrte der Japaner Sorobaju Shonsui von China heim und fand nach langem Suchen bei Arita, in der Provinz Hizen, die nöthige weiße Porzellanerde, das Kaolin. Bei der raschen Verbreitung der Porzellanfabrikation blieb die genannte Provinz und Arita selbst Mittelpunkt. Mittlerweile erfand man in China neue Vervollkommnungen in der Farbe, eine Art Purpur, Blau-Rosa und bald mehrfarbige Motive. In alle dem hielten die Japaner ziemlich gleichen Schritt. Ihre Originalität äußert sich vornehmlich darin, daß ihre Ornamente weit geschmackvoller und edler sind, als die chinesischen.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts gab der große Maler Rinsei aus Kioto der Porzellanmalerei neuen Aufschwung; ihm ist es zuzuschreiben, daß die alte Mikado-Stadt, seine Heimath, der Hauptsitz der japanischen Töpferei wurde. Die heute so beliebte Satsuma-Waare steht dem koreanischen Ursprung dieses Industriezweiges noch am nächsten; denn die dortigen Oefen wurden gegen Ende des 16. Jahrhunderts von koreanischen Töpferfamilien in Betrieb genommen, deren Nachkommen sie bis heute inne haben. Doch versichern Kundige, daß ächte Satsuma-Geschirre ebenso selten, wie ihre japanischen und außer-japanischen Nachahmungen häufig sind. Japan durchaus eigenthümlich ist die Herstellung von emailirten Porzellangefäßen, ebenso das Lackiren derselben; es bewahrheitet sich eben, was ein Kenner orientalischer Kunsttechnik sagte, daß in Ostasien alles lackirt werde, was sich nur irgendwie lackiren lasse.

Wie sehr man in Europa bestrebt ist, den Japanern das Geheimniß ihrer Technik, der tadellosen Genauigkeit in der Ausführung, abzusehen, zeigte die eigenthümliche Ausstellung von 1885 in London. Man wollte dem japanischen Kleinkünstler und Handwerker auf die Finger sehen und sie bei der Arbeit beobachten. Deshalb ließ man ein ganzes Dorf nach London kommen, mit Kind und Regel, Tempel und Theater, Werkstatte und Theehaus. Vier einander kreuzende Straßen bildeten die kleine Niederlassung. Sie waren von niedrigen Holzhäusern gebildet, die alle nur einen Raum enthielten, welcher, nach der Straße zu offen, Einblick gewährte in japanisches Leben und Treiben, Arbeiten und Schaffen. Natürlich waren Metalle, Lacke, Porzellane die wichtigsten Artikel. Allein es

wurde zwar die Schaulust des großen Publikums befriedigt, jedoch die Erwartung der Kunstkenner enttäuscht, indem man von der eigentlichen Technik wenig Neues erfuhr. Dazu kam, daß die Japaner, dort in der Wohnungsanlage ebenso unvorsichtig, wie zu Haus, dasselbe Unglück hatten, das ihnen daheim sehr oft widerfährt: das ganze Dorf brannte ab! So waren sie genöthigt, die meisten Einrichtungsstücke nachahmen zu lassen, wodurch natürlich Alles an Werth und Interesse verlor. Auch in Berlin, wohin sie von London aus zogen, boten sie der Neugierde weit mehr, als der Forschung.

Unter den Künsten, welchen wir „freie“ und „schöne“ zu nennen gewohnt sind, haben es die Japaner nur in der Malerei ziemlich weit gebracht. Die Musik ist für das Volksleben fast ohne Bedeutung. Ein paar traurige und ein paar heitere Weisen kennt man; das ist Alles. Und auch das sind keine Lieder, wie wir sie singen. Am kaiserlichen Hofe hat die Tonkunst, wie ihre Begleiterin, die Tanzkunst, einstmals eifrige Pflege gefunden. In der Kapelle des einstigen Mikado gab es Hirtenflöte und Seemuschel, zwei recht gute Harfen, den sechssaitigen Wangong und den 13saitigen Koto, die Kesselpauke und den Kak-Daiko, eine Art großer Trommel. Die Musik selbst muß ein unausstehlicher Genuß gewesen sein, und es scheint wirklich nicht schade darum, daß sie bald völlig vergessen sein dürfte. An unserm Bilde (S. 233) vom kaiserlichen Orchester kann man einigermaßen abnehmen, welche Genüsse jene Musik dem Ohre geboten haben muß. Das andere Bild (S. 232) zeigt uns die Hoftänzer des Mikado. In allerlei Verkleidungen und phantastischem Kostüm, mit hochragenden Helmen und langschleppenden Gewändern, werden Tänze aufgeführt, die mit ihren sonderbaren Gebärden und langsamen Bewegungen nach dem Takte einer schwerfälligen, weinerlichen Musik weniger Ausbrüche übermüthiger Lebensfreude sind, als klagenbe Trauerzeremonien. Freilich sorgen Schauspieler mit fraßenhaften Pantomimen dafür, daß es auch da nach Landesart etwas zu lachen gebe. Die Volkstänze sind zwar wie überall freier als die Hoftänze, aber doch noch gemessen genug.

Während die Erzplastik Ausgezeichnetes leistet, liefert und liefert die Bildhauerei nur Unbedeutendes. Sie entbehrt aller und jeder anatomischen Kenntnisse und der Fähigkeit, zu idealisiren. Die größten Werke japanischer Sculptur sind die Kolossalstatuen des Buddha, die berühmteste der Daibuts von Kamakura.

Es ist schon oft der Zweifel erhoben worden, ob man von japanischer Architektur überhaupt sprechen könne. Auf einem Boden, der zu Erdbeben so sehr geneigt ist, kann die Baukunst eben nicht heimisch werden. Wohl gibt es Paläste und reiche bürgerliche Häuser; auch hat das Land Marmor und gute Bausteine, doch findet man äußerst selten mächtige Quadern als Fundamente, schlanke Steinsäulen, hohes Gemäuer, vielmehr fast ausschließlich Holzbauten mit einem ziemlich niedrigen Dache, auf Pfeiler gestützt, papierbepannten Gossissen als Wände, verschiebbaren Bretterverschlagen als Ringmauern. Hier, wie überall, errichtet die Menschenhand einen Tempel als höchstes ihrer Werke und als unwidersprechliches Zeugniß für das Gottesbedürfniß der Kinder Gottes; deshalb sind auch die berühmtesten Bauwerke Tempel. Der Shiba-tempel mit seinen Grabmälern in Tokio, die beiden Tempel mit dem Taiko-Sama-Schloß in Kioto, endlich die von Nikko, sind die erhabensten Bauten Japans. Außerdem gibt es freilich noch zahllose andere, am Biva-See zumal, dann am nörd-

lichen Eingänge des Nobogawa-Thales. Am tempelreichsten ist Kioto und Umgebung; die zauberhafte Pracht der Shiba-tempel und Shogun-Mausoleen ist durch Freiherrn v. Hübners Beschreibung bekannt; im Lande selbst wird Nitko besonders hoch gepriesen; ein altjapanisches Sprichwort behauptet: „Wer nie Nitko sah, sagte nie ‚Ketto‘,“ d. h. wundervoll. Unser Bild (S. 229) zeigt einen buddhistischen Tempel zu Nagasaki.

Der japanische Maler malt Katemonos und Matimonos. Jenes sind „Hängebinger“, dieses „gerollte Dinger“. Als Kunstwerke niederer Sorte werden Wandschirme und Bilderbücher angesehen. Die gedachten „Hängebinger“ sind lange Papier- oder Seidenzeugstreifen, in Brokat statt des Rahmens gefaßt. Papierenen Hausmauern kann man eben schwere Delbilder mit wichtigen Eichenholzrahmen nicht zumuthen. Die „gerollten Dinger“ entsprechen den antiken Schriftrollen. Es sind eigentlich zumeist reich illustrierte Novellen und Romane. Die Geschichte der japanischen Malerei hat in dem großen Werke von Gonse besondere Berücksichtigung erfahren. Derselbe hält die Malerei für die führende Kunst in Japan und ist durchaus der Ansicht, daß sie ein ächtes Landestkind und nicht von China importirt, sondern nur beeinflusst ist. In frühen Zeiten war die Malerei ausschließliches Vorrecht des Adels und buddhistischer Mönche; dem entsprachen denn auch die Vorwürfe. Zur Blüthezeit der niederländischen Malerei etwa wurde auch in Japan die Kunst volkstümlicher. Nicht mehr an Stand und Abstammung gebunden, sondern an das Talent, begann sie in ihren Darstellungen die freie Natur und das bürgerliche Leben immer mehr zu bevorzugen. Erst 1849 starb hochbetagt einer der ausgezeichnetsten Maler Japans: Hokusai. Einige behaupten aber, „der in's Zeichnen vernarrte Greis“, wie der 90jährige Künstler genannt wurde, habe schließlich so massenhafte und oft gar flüchtige Entwürfe für Holzschnitte zu Bücherillustrationen geliefert, daß er dem fabrikmäßigen Betrieb, an dem Japans Kunstthätigkeit gegenwärtig franten soll, dadurch vorgearbeitet habe¹.

Die japanischen Maler brauchen bloß Wasserfarben und chinesische Tusche. Man hat irrthümlicherweise lange Zeit gesagt und geschrieben, die Japaner verstünden und verwendeten gar keine Perspective; ein Blick in Gonse's Buch, das zahlreiche Nachbildungen japanischer Bilder enthält, kann vom Gegentheile überzeugen. Daß ihre Art, das Ferne zu malen und landschaftlichen Hintergrund zu vertiefen, etwas uns Befremdendes hat, rührt zum großen Theile daher, daß die zu bemalende Fläche im Atelier nicht aufrecht auf einer Staffelei steht, sondern flach auf dem Boden liegt. Deshalb sehen die Bilder so oft aus, als wären sie aus der Vogelschau aufgenommen. Auffallend ist, daß alle Naturansichten und was dazu gehört, stets zarte, liebevolle Behandlung erfahren, dagegen alles, was die Menschen und ihr Treiben angeht, eines spöttisch karikirenden Zuges nie entbehrt. Ebenso ist die geniale Nachlässigkeit der japanischen Malereien überaus auffallend; nicht

in der Ausführung, die meist äußerst sorgsam ist, aber im Gegenstande, in der Composition. Es soll auf einen Teller ein Blumenstrauß gemalt werden. Seine Zusammensetzung belundet köstliche Feinheit des Geschmacks; er kommt aber sicher weder in die Mitte des Tellers, noch in die Mitte des Randes, sondern bergestalt an den Rand des Randes, daß man sich mindestens die Hälfte dazu denken muß. Oder es geht quer über ein Landschaftsbild ein Kirschbaumast, ein paar Späßen sitzen darauf, sein Stamm und sein Ende liegen außerhalb des Gesichtskreises. Dort nur wenige Striche; die Weidengebüsch am Seeufer und der davonfliegende Kranich sind aber meisterhaft getroffen. Da ein prächtiger, sonnenbeschienener Pfau auf einem Lannenzweig, daneben aber ein paar in der Luft gewachsene Blumen.

Als die kleinen japanischen Reichsfürsten, die Daïmios, in Folge der Umwälzungen der letzten sechziger Jahre oft in einiger Geldverlegenheit sich befanden, konnten europäische Käufer ziemlich leicht alte und werthvolle Kunstwerke erstehen. So hat auch Professor Gierke von einem vierjährigen Aufenthalte in Nippon eine sehr bedeutende Bilderammlung mitgebracht, die gegenwärtig im Berliner Kunstgewerbemuseum die Sammlungen des Professors Rein ergänzt und vervollständigt. Die japanische Regierung tritt aber seit einiger Zeit dem Verkaufen und nach dem Auslande Verschleppen der alteinheimischen Kunstwerke kräftig entgegen und unterstützt den Kunstverein von Tokio mit allen Mitteln. Bei diesem oder bei der Regierung müssen die Werke alter Meister erst zum Verlaufe angeboten werden, bevor es gestattet wird, daß ein Ausländer sie ankaufe.

Wie allenthalben hat sich auch in Japan die Kunst im Dienste des Cultus entwickelt. „Der Culte“ muß man in Japan sagen; denn zweierlei Gottesdienst gibt es im Lande, zweierlei Tempel und zweierlei Religion. Die alte Landesreligion ist ein Shintoismus (nicht der Shintoismus, wie man oft sagt). Sie gehört zu den sogenannten animistischen Religionen, denjenigen also, welche den Naturkräften und den Seelen der Ahnen religiöse Verehrung zollen. Wir wollen den Leser mit der Darstellung der äußerst verwickelten mythologischen Vorstellungen Alt-Japans nicht behelligen, um so mehr, als die Völkerkundigen darin selbst noch nicht klar sehen. „Die Untersuchung über die alte Religion Japans,“ schreibt Zieles, „die mit einem aus dem Chinesischen entlehnten Namen Shinto genannt wird, hat noch zu keinem genügend sicheren Resultate geführt.“ Die Geister heißen Kami. Jeder wählt sich den seinen, den er durch Fasten und Gebet günstig zu stimmen sucht. Uebermenschliche Kami werden jetzt noch 492, menschliche 2640 gezählt. Dazu kommen noch acht Millionen andere Geister. Vom höchsten, dem himmelerleuchtenden Geiste, stammen die Sonnenjöhne ab, so heißen die Angehörigen des Mikado-Herrscherhauses. In der Landessprache führt der Shintoismus den Namen Kami-ro-mitsi oder -madzu, d. i. „Weg der Geister“; seine Befenner: Siu-fu. Es gibt keine Priester, sondern nur Tempelwächter (Kamusi). Das heilige Buch „Koziki“ ist mit den Reichsannalen „Yamata Buni“ ein ehrwürdiges Denkmal altjapanischen Schriftthums; beide sind noch vor dem Beginne des chinesischen, Alles erfassenden Einflusses geschrieben. Der Shintoismus wählt für seine Tempel die landschaftlich schönsten Punkte. Wir finden sie auf dem Hochgipfel steil ragender Berge oder am Gestade still träumerischer Seen, am Ausgange dunkler Laubgänge, oder mitten in freundlichem Cryptomerien-Gehölz. Man unterscheidet sie leicht von

¹ Kurz vor seinem Tode schrieb Hokusai an einen Freund folgenden Brief: „Der König der Unterwelt beabsichtigt, sich bei seinem hohen Alter zurückzuziehen. Er hat sich aus diesem Grunde ein niedliches kleines Landhaus erbauen lassen und mich ersucht, ihm dort ein Bild zu malen. Ich sehe mich daher genöthigt, in den nächsten Tagen abzureisen, und werde meine Zeichnung mitnehmen. Ich denke mir in einem kleinen Winkel der Unterweltstraße ein kleines Zimmer zu mietzen und werde mich freuen, Dich dort zu empfangen, sobald Du zu der Reise Gelegenheit findest.“

den buddhistischen dadurch, daß diese innen mit Farben und Gold, Bildern und Bildsäulen fast überladen sind, jene gar nichts von allem dem enthalten. Nur in einigen späteren Shintotempeln findet man einen Spiegel aus Bergkristall oder Metall als Symbol der göttlichen Allwissenheit. Von außen erkennt man den Shintotempel an den sogenannten „Torii“, einfachen, unbemalten, doppelten Thürpfosten mit eben solchen Querbalken. „Torii“ bedeutet Vogelruhe. Der Name kommt daher, daß die Querbalken für die Vögel bestimmt waren, die man am frühen Morgen opferte, um die Götter darauf aufmerksam zu machen, daß der junge Tag anbreche. Die hauptsächlichsten Kultushandlungen sind Gebete, Reinigungen und namentlich Wallfahrten. Der Shintoismus glaubt an die Unsterblichkeit der Seele und die jenseitige Vergeltung mit Lohn oder Strafe. Er

ist aber auch fruchtbar an abergläubischen Vorstellungen und tausenderlei Wahn. Man käme an kein Ende, wollte man sich auf alle die Spukgestalten einlassen, deren jede neben ausführlicher Personalbeschreibung eine äußerst bewegte Geschichte hat. Es genügt vollauf, einige Namen zu nennen. Da gibt es ein Schlüsselgespenst und ein Bettvorhanggespenst, einen Feuerturmgeist und einen Grablaterngeist, ferner Fährmanngeist, Rattengeist, Flaschenkürbisgeist, Tintenfischgeist u. a. m. Viele Volksfeste, die ursprünglich dem Shintoismus angehörten, sind nachgerade bürgerliche Ceremonien geworden, die ganz ebenso von den Buddhisten mitgefeiert werden; einige derselben besprechen wir in der nächsten Nummer.

Im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kam der Buddhismus nach Japan. Im Jahre 552 nämlich erhielt Kiu



Mrs. Lorrain und seine Reisegesellschaft im Canoe.

Mei, der dreißigste Mikado, von dem Könige von Petsi auf Korea ein Standbild des Catya-muni, der bei den Japanern „Budda Siaka“ genannt wird, und außerdem buddhistische Bücher, Fahnen, einen Baldachin und mancherlei andere zum Kultus gehörende Gegenstände. In einem Briefe schrieb der König von Petsi: „die aus dem fernen Indien stammende Religion enthalte die allerbeste Lehre und offenbare Geheimnisse, welche selbst dem Kong-fu-tse dunkel geblieben seien. Sie versetze uns in eine Glückseligkeit, die gar nicht übertroffen werden könne“. Der Mikado hielt Ministerrath, es wurde einem der Minister gestattet, einen Tempel für das Götzenbild zu bauen. Doch kam es noch zu argen Kämpfen, und nur langsam gewann der Buddhismus Boden. Groß und reißend

wurden seine Erfolge erst, als der Enkel eines Mikado, durch einen klugen Bonzen bewogen, die Würde eines buddhistischen Erzpriesters annahm. Zur Zeit, da Kämpfer über Japan schrieb (um 1690; er weilte einige Jahre als Arzt auf Deshima, der holländischen Faktorei), gab es in Kioto allein 3893 „Tera“ (buddhistische Tempel) und 2127 „Mia“ (Mia, d. i. Shintotempel). Heute ist die Zahl freilich geringer, zumal in jüngster Zeit manche Tempel geschlossen wurden. Aber noch zählt man in der alten Tempelstadt 945 Heiligtümer buddhistischer Secten.

Seit 1881 ist, wie wir es nennen, völlige „Trennung von Staat und Kirche“ eingeführt worden. Abwendung von den Götzen ist aber noch nicht Anschluß an den wahren und lebendigen Gott und

den er gesandt hat, an Christum. Wenn die Wandlung der Dinge in Japan dahin zielt, wie viele es wünschen, daß statt des alten Heidenthums ein neues herrsche, mag man bald inne werden, daß

solcher Culturfortschritt die Wege des verlorenen Sohnes wandelt. Der Teufel wird eben nicht in Beelzebub ausgetrieben, sondern nur in der Kraft Christi. (Schluß folgt.)

Eine Fahrt in das Gebiet der Hudsonsbai.

(Fortsetzung.)

3. An der Wasserscheide des Ottawa.

„Die Nacht hatten wir am Fuße der letzten Stromschnelle der ‚Fünfzehn‘ gerastet und waren dann am Morgen des 17. Juni mit kräftigen Ruderschlägen in den gleichnamigen See hineingesteuert. Wir ließen jetzt den Ottawa rechts und ruderten in

eine Bucht des vier Stunden langen und wohl zwei Stunden breiten Wasserspiegels, dessen grüne Uferhänge aus der blauen Fläche wiedererscheinen. Plötzlich gewahrten wir hinter uns drei Canoes, welche uns mit größter Eile nachjagten. Es war Dschiwim, ‚die Rücke‘, mit seiner Familie. Vor 15 Jahren hat dieser Indianer zwei Männer erschlagen, wovon der eine



Ausicht von Pembroke, der Residenz Mr. Lorrains.

sein eigener Bruder war; jetzt ist er ganz gebrochen und kann kaum ein Wort stammeln. Seine Frau mußte ihm sagen: ‚Knie dich nieder! — Mache das Kreuzzeichen! Sage ja, sage nein!‘ Der Bischof beschenkte die Leute mit Andachtsgegenständen und beauftragte sie, die Wanoweimas, zu welchem Stamme sie gehören, für Anfang August nach dem Temiscaming-See zu einer Zusammenkunft mit ihm einzuladen. Eine Botschaft des Friedens, welche der Himmel sendet, um das Reich der Gnade auszubreiten!

Um 10 Uhr erreichten wir den Bauernhof des H. Hoggard, die nördlichste Ansiedelung, welche vor drei Jahren begonnen wurde. Etwa 60 Morgen Landes sind umgebrochen. H. Britt, der Verwalter, zeigte uns die Felder und gab mir sehr

freundlich auf meine Fragen die folgenden Erklärungen: ‚Der Boden ist Lehm, worüber eine Schichte Pflanzenerde lagert; auf dem ganzen Gute findet sich kein Stein, der auch nur so groß wäre, daß man einen Nagel damit einschlagen könnte. Letztes Jahr wurde die Ernte sehr gut reif; dieses Jahr war der See am 10. Mai frei von Eis, und dabei ist zu bemerken, daß in der Bucht keinerlei Strömung den Eisgang befördert. Am 18. Mai pflanzte ich meine Bataten (Kartoffelart) und Zwiebeln, säete am 30. Mai Gerste und Erbsen, und wie Sie sehen, sind sie recht gut gewachsen. Auch die Wiesen machen sich prächtig; das Gras hat schon sechs Zoll Höhe. Das Klima ist ganz bestimmt günstiger als in Rimuski, und der Sommer wird ungefähr ebenso lang sein als in Quebec. Viele Meilen

weit um den See der ‚Quinze‘, der ‚Barrière‘, am Flusse ‚Ennuyante‘ ist der Boden eben, steinlos, pflüggbar und scheint mir von guter Beschaffenheit. Er trägt Weißföhren, nordamerikanische Fichten, Cedern, Tannen, Espen, Birken, manchmal auch Ahorn und Vogelfirschebäume. Das verräth guten Boden, und ich zweifle nicht, daß dieses Land einst eine zahlreiche Ackerbau treibende Bevölkerung ernähren wird.

Ich stimme ganz mit H. Britt überein. Zweifelsohne wird aber dieses entlegene Waldbland von Ansiedlern in den nächsten Jahren noch nicht überschwemmt werden. Die Einwanderung geht hier langsam voran; sie wird aber Schritt für Schritt auch dahin vordringen, und in hundert Jahren — eine kurze Spanne für das Leben eines Volkes! — erstreckt der canadische Stamm seine Zweige auch über diese fernen Länder seines großen Besitzes. Dann werden reiche Felder mit goldenen Aehren diese schönen Seen umkränzen, und an ihren Gestaden werden blühende Dörfer, reiche Städte sich erheben, während stolze Dampfer ihre Wellen durchfurchen und die Erzeugnisse des Fleißes der Ferne zutragen.

Um 2 Uhr Nachmittags gelangten wir vom See der Quinze über eine Tragstelle in den Barrièren-See. Einige Regengüsse stürzten auf uns nieder; aber in unsern Stulpstiefeln, die bis an's Knie reichten, in unsern Gummimänteln und getheerten Matrosenhüten konnten wir der schweren Tropfen lachen, welche über die Wasseroberfläche hinstäubten.

Gegen Abend sagte Olocin plötzlich mit leiser Stimme, indem er mit dem Finger nach dem Grunde einer tiefen Bucht hinzeigte: ‚Monz, Monz!‘ d. h. Elenthier. Wir konnten kaum einen schwarzen Punkt erkennen. Geschwind wurde der Bug des Rahnes nach der ange deuteten Richtung gelenkt; geräuschlose und rasche Ruderschläge trieben ihn voran, während Olocin seine Flinte schußfertig machte, wobei ein vergnügtes Lächeln seine Lippen umspielte und sein Auge vor Jagdlust funkelte. Wir waren sehr gespannt. Als wir das Ufer erreichten, war das Elenthier verschwunden. Der scharfe Blick des Indianers durchforschte das Dickicht; dann sagte er: ‚Wir werden es an der nächsten Bucht wieder treffen.‘ Als wir um die Landzunge bogen, erblickten wir es in der That, wie es im Ufersumpfe plätscherte und gemächlich bald hier bald dort die Spitzen des Sumpfgrases abweidete. ‚Verbirg dein rothes Hemd und steure uns gerade auf das Thier zu,‘ sagte Olocin zu einem seiner Leute. Wir waren noch etwa 500 Schritte entfernt, als der Elst, ohne uns gesehen zu haben, in den Wald zurücktrat. Der Jäger sprang an's Land, untersuchte die Fährte und spürte wie ein vortrefflicher Jagdhund. ‚Das Thier ist dort drüben,‘ sagte er. Er hatte Recht. Der Rahn glitt lautlos über die Fläche, die Befehle wurden durch Zeichen gegeben und die Spannung wuchs mit jedem Augenblicke. Jetzt hebt der Elst die Nase in den Wind und schaut uns an. Auf einen Wink Olocins halten alle Ruder. Der Elst senkt den Kopf und grast weiter; geräuschlos nehmen die Ruderer ihre Arbeit wieder auf. Mit welcher Vorsicht man die Schaufeln eintaucht und aus dem Wasser hebt! Zweimal wendet sich das Wild nach uns und zweimal raffen unsere Ruder; der leichte Rinden Kahn schwimmt wie ein Blatt auf Del. Jetzt sind wir ihm auf 50 Schritt nahe. Der Elst, der den Kopf wieder hebt, steht prächtig zum Schusse; der Lauf ist auf ihn gerichtet und das arme Thier ist verloren; denn Olocin ist der beste Jäger von den Ufern des Temiscaming. Jetzt drückt er los — da — der Schuß verjagt! Mit dem Knacken des Hahns ist aber auch der Elst

in zwei gewaltigen Sprüngen im Dickicht; wohl hallen jetzt die Wälder wieder von dem Knall des zweiten Schusses, den der Jäger dem flüchtigen Thiere nachsendet; aber es war zu spät und er traf nicht. Das war eine bittere Enttäuschung. Nun wir hatten doch wenigstens einen Begriff von der Geschicklichkeit, mit welcher die Indianer sich den Elenthieren zu nahen wissen.

An der Mündung des Ennuyante schlugen wir unser Nachtlager auf. Ich will Ihnen ein solches Lager beschreiben. Man muß vor Allem eine kleine Anhöhe suchen, wo man gute Luft, einen frischen Winzug und infolge dessen weniger Stiehmücken hat. Dann legt man das Gepäc an's Ufer, zieht den Rahn auf den Strand, sammelt Holz zu einem Feuer und schlägt an einer trockenen Stelle das Zelt auf. Den Boden bestreut man mit einer Lage Cedern- oder Tannenzweige, welche einen kräftigen Wohlgeruch ausströmen. Darüber spreitet man eine Wolldecke oder noch besser eine Bärenhaut mit einer Decke und hat so von der Feuchtigkeith des Bodens nichts zu fürchten. Der Koch schmort inzwischen in der Bratpfanne eine Speckseite, welche einen sehr appetitlichen Duft verbreitet; dann wird das Tischtuch auf den Rasen oder auf die Ufertiesel gelegt, die Teller und Löffel aus Weißblech vertheilt, und man legt sich zu Tische, wie die alten Römer, und ich versichere Sie, was bei einer solchen Mahlzeit am wenigsten fehlt, ist der Appetit. Beim Scheine einer Kienfackel untersucht dann Olocin das Canoe und verpicht die schadhafte Fugen und wenn es sonst den Tag über etwa ein Leck gegeben hat. Nach dem Abendessen folgt eine kurze Unterhaltung am Feuer, das seine Funken zum dunkeln Nachthimmel hinaussprüht; man erzählt sich Geschichten, und auch an freundschaftlichen Neckereien über die Erlebnisse des Tages fehlt es nicht. Endlich wird das Abendgebet verrichtet und der Rosenkranz gebetet; bald auf französisch, bald in der Indianersprache, und ein Lied, das feierlich in den Wald und die schweigende Nacht hinaustönt, endet den Tag. Bevor man sich aber zur Ruhe legt, muß man mit Rauch die Schnaken aus dem Zelte verschrecken und die letzten, welche sich wie betrunken an die Weinwand festklammern, erschlagen; dann streckt man sich auf das harzduftende Lager hin und schläft unter dem Schutze Gottes ruhig ein, während der Nachtwind in den Baumkronen uns sein Schummerlied rauscht.

Am 5 Uhr früh fuhren wir den 18. Juni in den Ennuyante ein, welcher den Barrièren-See mit dem Langen-See verbindet. Wer immer dem Flusse diesen abscheulichen Namen gegeben hat (Ennuyant heißt langweilig), machte sich ganz entschieden einer Verleumdung schuldig; denn dieses schöne Flüsschen, das etwa 100 Fuß breit ist, windet sich durch einen Hochwald nordamerikanischer Fichten, welche ihre Wipfel kühn in die Lüfte erheben, während ihre Wurzeln sich in seinen tiefen Wassern haben. Drei Stunden schwammen wir zwischen den hohen grünen Bäumen, welche wie Mauern zu beiden Seiten aufragten; oben schaute der blaue Himmel scheinbar nur eine Elle breit herein. Das Wasser schlummert; die aufsteigende Sonne vergolbet die Baumgipfel; die Vögel flattern und zwitschern rings um uns. Mit vollen Lungen athmen wir den kräftigen Wohlgeruch ein, den der Wald uns zusendet. Die Brust erweitert sich vor Freude, und wir stimmen das Ave Maria Stella an, und das Echo dieser einsamen Wälder wiederholt das Lob Maria's. Im Liebe strömt sich die Andacht der Seele am natürlichsten aus. Jeden Morgen sangen wir nach dem Itinerarium (dem Reisegebete des Breviers) das eine oder

andere Marienlied und sonst einige geistliche Gesänge. Am Nachmittage machten wir in unserm Canoe gemeinsam eine geistliche Besung, als ob wir uns in einem Betstaae befunden hätten, und wenn wir des Abends den Lagerplatz erreicht hatten, ließen wir gerne noch einmal das feierliche Sacramentslied *Tantum ergo* und das *Laudate Dominum* (Lobet den Herrn) erklingen. Alles redet uns hier von der Größe des Schöpfers, das Dunkel der Wälder, der Spiegel der Seen, die Wucht der Ströme, die Höhe der Berge, die starren Felsen selbst, die hoch über unserm Haupte wie in den Lüften hangen.

Um 7 Uhr erreichten wir den Längen-See, auf dem wir bis Abends 4 Uhr hinfuhren. Er gleicht sehr dem Temiscaming, nur daß seine Ufer weniger hoch sind. Gegen die Mitte verengt er sich bedeutend; die Indianer nennen die Stelle Obasatik, d. h. Espenplatz. Wirklich beginnt daselbst ein Espenwald. Die Espe ist am Ober-Ottawa ebenso gewöhnlich wie die Weißfichte; sie schießt schlanke in die Höhe, wie eine Kerze; ihre Rinde ist glatt und ohne Zweige; nur der Wipfel ist belaubt wie bei der Palme. Sie wird wohl 60 Fuß hoch, und wir haben Stämme gemessen, welche 7 bis 8 Fuß im Umfange hatten. Solche Bäume geben tüchtige Balken und Bretter und gutes Bauholz, wofür es nicht dem Einflusse der Witterung ausgesetzt wird.

Dem Hochwald müssen wir jetzt Lebenswohl sagen. Wohl sieht man noch ab und zu eine Ulme oder eine Eiche; aber ihr verkrüppeltes Geäst und ihre schwache Belaubung verräth, daß sie sich aus ihrem heimatlichen Boden in diesen nördlichen Strich verirrt. Die Rothanne ersetzt hier die Eibeltanne und in die weiße nordamerikanische Fichte mischt sich eine graue Spielart. Nach der Espe ist die dunkle Cypresse am stärksten vertreten. An den Hügelhängen bewundert man einen herrlichen Wechsel der Zeichnung und Färbung: unten das zarte Grün der Espen, in der Mitte die satte Farbe der nordamerikanischen Fichte, oben das dunkle Schwarzgrün der Cypressen. Wer mißt sich mit dem Künstler, dessen allmächtige Hand all diese Schönheit spielend hinwarf!

Um 5 Uhr Abends fuhren wir in den Schlammsee (Lac des Vases) ein; seine Ufer bestehen aus einem weichen Lehm und geben seinem Wasser eine gelbe, trübe Färbung. Um 6 Uhr hatten wir die Höhe zwischen dem Lorenzstrom und der Hudsonsbai erreicht und standen mit einem Fuße in dem Lande von Quebec, mit dem andern in dem Nordwest-Territorium. Wären wir Heiden, so hätten wir geglaubt, die Götter zürnten, daß wir in das Nordland vordringen wollten; denn ein furchtbares Gewitter entlud sich in Wasserströmen und Donnerschlägen über unsern Häuptern.

Wir schifften uns jetzt auf einem Flüschen ein, dessen Wasser der Hudsonsbai zufließt. Mit dem Gesänge des *Veni Creator Spiritus* traten wir diesen zweiten Theil unserer Reise an. Ja komme, heiliger Geist, erfülle unser Herz mit apostolischem Eifer und entzünde das Herz der Indianer, die wir besuchen wollen, mit dem Feuer deiner Liebe!

Die Fahrt ging durch einen kleinen See. „Er ist zu klein, als daß er einen Namen verdiente“, sagte Nocin. Dann folgten wir den Krümmungen des Schlangenfischens, das sich zwischen Winsen und Buschwerk hin und her windet, ruberten

durch den hübschen Inselfee und lagerten uns bei Sonnenuntergang für die Nacht auf einem länglichrunden Felsen, der mit einer dichten Moosschicht überkleidet und von einer Tannengruppe überschattet wird. Die Landschaft war feenhaft. Das Blau des Himmels lugte zwischen den Wolkenbildern durch, und die sinkende Sonne tauchte den ganzen Westen in Gold und Purpur. Rings um uns her lagen Inselchen, hier größere, dort kleinere, alle rund und mit grünen Baumgruppen gekrönt. Schwimmende Lauben auf den flüssigen Wellen, stark duftendes Tannengebüsch auf felsigem Boden, schattige, große Stauden, die sich im See spiegelnd verdoppeln, steile Felsblöcke von zartem Moos bekleidet, dazwischen Wasserstraßen, bald eng, bald weit, gekrümmt und gebogen, von einer grünen Wand abgeschlossen oder weite Blicke über den See hin eröffnend; dazu das Spiel, welches das täuschende Zwielficht mit diesen verzauberten Eilanden treibt und uns Städte und Burgen, seltsame Dome und gothische Thürme sehen läßt — das Alles war mir wie ein Traum, wie ein Zauberwerk, wie ein Bild aus Tausend und Einer Nacht!

Etwas süblich von unserm Lager ist die Wasserscheide, welche wir soeben überschritten hatten. Die Indianer nennen die Stelle in ihrer bezeichnenden Sprache *Akotewichiswan*, d. h.: das Wasser, welches soeben im Gleichgewicht war, strömt zurück. So nennen sie auch den See, den wir morgen durchfahren werden, *Akotegami*, d. h. schwebendes Wasser, und der *Abbitibi-See*, unser nächstes Reiseziel, bedeutet *Mittelfee*, weil er das Nordmeer mit dem Atlantischen Meer gewissermaßen verbindet. Man kann mit Recht sagen, daß alle Seen vom Quinze-See bis zum Abbitibi in einer Breite von mehr als 100 englischen Meilen die Hochebene der Wasserscheide bilden. Diese weite Strecke hat fast ebensoviel Wasser als festen Grund; es ist kein Gebirge, sondern im Gegentheile scheint der Boden so niedrig und sumpsig, daß man glauben könnte, es sei ein versunkenes Land. Wenn man diese zahllosen und ungeheuern Wasserbecken durchfahren hat, wundert man sich nicht mehr über die Wassermassen, welche der Ottawa und der Lorenzo dahinwälzen.

An der Wasserscheide erheben sich ganz nahe an einer Stelle, an welcher wir an jenem Abende vorbeifuhren, zwei einsame Felsspitzen, welche die Indianer *Wewebisonabshi*, d. h. Schaukelberge nennen. Die *Wenbigus* (Zauberer) befestigen nämlich einen Strick von der einen zur andern und schaukeln sich in der Luft, wenn sie sich auf ihr Gewerbe vorbereiten wollen. Die beiden einsamen Felsen an der Grenze zweier Länder üben offenbar auf die Phantasie dieser abergläubischen Naturkinder einen großen Einfluß. Hier müssen nämlich diejenigen, welche das Gewerbe der Zauberer beginnen wollen, drei Wochen lang im Gipfel eines Baumes unter dem strengsten Fasten zubringen. Vor einigen Jahren wollte ein junger Indianer sich ebenfalls dieser Probe unterziehen. Er stieg also am Fuße des heiligen Felsens in die Krone eines Baumes und begann sein Fasten; am dritten Tage aber schlief er ein, stürzte von Ast zu Ast auf den Boden und brach sich einen Arm. Er hatte es in der Zauberei noch nicht so weit gebracht, daß er sich hätte heilen können; so schlich er sich beschämt nach seinem Wigwam zurück und wählte einen andern Beruf.“ (Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apostol. Präfector Kuangsi. P. Renault, apost. Pro-Präfect von Kuangsi, richtet an die Obern des Seminars der auswärtigen Missionen von Paris aus Schang-se-tschu unter dem 31. Mai dieses Jahres folgendes Schreiben:

„In Abwesenheit Mgr. Foucard's habe ich Ihnen recht traurige Nachrichten mitzutheilen. Sie werden sich erinnern, daß unsere lieben Mitbrüder Lavest und Pernet vor mehr als zwei Jahren Zeugen der gänzlichen Verwüstung ihrer Station waren, ja daß man sie mißhandelte und gefangen nahm und daß bis jetzt alle Schritte unseres Bischofs bei den französischen und chinesischen Behörden ohne Erfolg waren¹. Seither ist es unseren Mitbrüdern trotz wiederholter Versuche nicht geglückt, auf ihren Posten zurückzukehren; allein man wollte ein Gebiet, das zu schönen Hoffnungen berechtigte und schon so viel Geld und Arbeit gekostet hatte, nicht aufgeben. So erbat und erhielt P. Lavest gleich nach dem Friedensschlusse zwischen China und Frankreich vom Bischofe die Erlaubniß, sich in einem andern Dorfe niederzulassen, wo eine bedeutende Zahl Katechumenen wohnen. Unser Mitbruder bedurfte wohl seiner bekannten Willensstärke und Ausdauer, um acht Monate lang die täglichen Be-

schimpfungen zu ertragen, mit denen man ihn überhäufte. Immer neue Bedrohungen gegen seine Katechumenen; oft flogen sogar während der Abendandacht Steine auf das Dach seines Hauses, und die Lage wurde immer schwieriger. Dennoch ließ sich der Missionär nicht entmutigen und unternahm es, mehr auf die Gnade Gottes als menschliche Hilfe rechnend, das Waisenhaus neu aufzubauen und einzurichten. Schon bereiteten sich viele von der umliegenden Landbevölkerung auf die heilige Taufe vor, da vernichtete der böse Feind durch seine Helfershelfer den hoffnungsvollen Anfang. Hören Sie, was mir P. Poulat unter dem 11. Mai nach dem Berichte von christlichen Augenzeugen schreibt:

„Am Sonntag den 9. Mai Morgens 6 Uhr ward das Haus des P. Lavest von etwa hundert mit Flinten, Säbeln und Pikeen Bewaffneten umringt. Sie meldeten ihre Ankunft durch Steinwürfe gegen die Wohnung; ein Stein schlug durch das Dach und traf den zwölfjährigen Waisenknaben Paul so, daß ihm die Schädeldecke zerfächert wurde. Der Missionär vergaß die gemeinsame Gefahr, um dem tödlich getroffenen Knaben die Sterbesacramente zu spenden. Inzwischen schlugen die Mordbrenner auf die Thüren los, um den Eingang zu erzwingen; ja sie legten, entweder um rascher zu ihrem Ziele zu



Leprosenhaus von Ambahivoraka.

gelangen oder um den Belagerten jeden Fluchtweg zu versperren, Feuer an alle Zugänge des Hauses. Die Flammen loderten empor und ergriffen die Zimmerdecke und das Dach, das zum Theile zerstört wurde. Die christlichen Hausbewohner und die Schulkinder, etwa 20 an der Zahl, hatten sich in der Kapelle um den Pater versammelt. Da sie das Haus vom Feuer ergriffen sahen und den Tod in den Flammen fürchteten, schlugen sie dem Pater vor, er möge mit ihnen hinausgehen; allein er sagte, er wolle lieber am Fuße des Altars die Erfüllung des göttlichen Willens erwarten. Da entschlossen sich die Christen, ein letztes Mittel zur Rettung ihres Lebens zu versuchen; zu einer dicht gedrängten Schaar vereint, entsprangen sie durch ein brennendes Fenster; nur ein Diener des Missionärs blieb zurück. Die Fliehenden wurden alsbald von den Angreifern umringt und wären auf dem Platze niedergemacht worden, wenn nicht befreundete Leute aus dem Dorfe sie beschützt hätten. Der Diener des Missionärs versuchte durch ein anderes Fenster auf der entgegengesetzten Seite zu entkommen; aber dort standen nur Feinde. Vielleicht erkannten sie ihn als den Diener des Paters, kurz, er hatte kaum den Fuß auf den Boden gesetzt, da

stieß ihm einer der Mordgesellen sein Messer in'sen Leib. Dieser ersten Wunde folgten viele andere, so daß er ganz von Blut überströmt war. Die Christen eilten ihm zu Hülfe und führten ihn, der kaum mehr stehen konnte, in den Armen zu einem nahen gastlichen Hause, um seine Wunden zu verbinden. Aber er hatte seinen Kampf bald ausgekämpft; am Abend schwang sich seine Seele zum Himmel auf, wo er den kleinen Paul wieder fand, der ihm einige Stunden vorausgeeilt war.

Sobald die Christen das Haus verlassen hatten, stürmten die Heiden hinein und feuerten ihre Flinten auf's Gerathewohl nach allen Seiten ab. Der Pater, der am Altare betete, sah sie durch eine große Maueröffnung kommen; sie begaben sich sofort an's Plündern. Was die Räuber unserm Mitbruder für Leiden zufügten, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß sie ihm während der Plünderung die Arme festbanden und ihn nach derselben mit sich fortzuschleppten. Die Christen, die ihn in der Mitte der Räuber fortführen sahen, bemerkten, daß sein Kopf ganz blutig war; er ging barfuß und war nur mit einem Weinleide und einem blutbefleckten Hemde bekleidet. Wohin sie ihn schleppten, weiß ich nicht. Die Leute von Yang-Vin (so heißt der Ort dieser Ereignisse) glauben, daß die Räuber aus den Nachbarorten stammen!

¹ Vgl. Jahrg. 1884 S. 126.



Am Grabe der Missionäre in Madagaskar.

Ein anderer Brief desselben Missionärs vom 12. Mai zeigt an, daß die Räuber den Missionär nur einige Stunden weit mit sich schleppten und dann in Freiheit setzten; P. Lavest kehrte in sein Dorf zurück und schrieb am Tage nach der Katastrophe, daß er mit dem Leben davongekommen sei und nur einige Wunden am Kopfe und an den Armen erhalten habe. Alles sei geraubt und das Haus fast ganz zerstört. Auch in Yun-Hao, einem benachbarten Marktflecken, sei das Missionshaus geplündert und überdies die Frau, die Schwester und die zwei Töchter des Katechisten Kuan geraubt worden; alle Katechumenen würden bedroht. Er habe sofort an den Mandarin geschrieben, und dieser sei auch gekommen, habe die beiden Erbschlägen und die Trümmer des Hauses besichtigt und sein Bestes versprochen. Er hoffe freilich von dem Beamten wenig, wolle aber auf seinem Posten ausharren und Alles dem göttlichen Willen anheimstellen.“

Madagaskar.

Die Rückkehr der katholischen Missionäre nach der großen ostafrikanischen Insel und die Wiederaufnahme ihrer segensreichen Thätigkeit in der Hauptstadt Tananarivo ist wohl das trostreichste Ereigniß, welches wir im Laufe dieses Jahres melden konnten. Es wird noch trostreicher durch die Treue, welche die madagassischen Katholiken während des Krieges mit Frankreich bewährt haben. Der folgende Brief P. Chenay's wird unsere Leser mit der Geschichte der Kirche Madagaskars aus den Tagen dieser Feuerprobe bekannt machen. Derselbe ist datirt Tananarivo 25. Juni 1886:

„Sie wissen schon, daß die Missionäre seit März wieder in diese Mission zurückgekehrt sind. Wie das englische protestantische Blatt, die ‚Madagascar Times‘, eingesteht, wurden sie seitens der Bevölkerung mit außerordentlicher Freude und großem Jubel empfangen. Am Charlamstag hielt Msgr. Cazet mitten unter einer großen Menge Christen seinen Einzug, und am Ostersfeste feierte er mit dem ganzen Glanze der Ceremonien das Pontificalamt. Die Anwesenden sangen freudig das Alleluja und begrüßten sich gegenseitig mit den Worten, welche die Umstände jedermann eingaben: ‚Diese Ostern ist auch für die Kirche Madagaskars der Auferstehungstag!‘

Wir hatten die Freude, unsere treugebliebene Heerde wieder zu finden. Kaum angekommen, konnten wir unsere Arbeit fortsetzen, als wären wir nur wenige Tage fort gewesen. Ja, als wir das christliche Leben, die Gesänge, die Gebete, den Katechismusunterricht, alle Ueberlieferungen in so frischer Uebung sahen, hätten wir glauben können, gestern erst die Mission verlassen zu haben. Und doch sind es drei lange Jahre, daß unsere Heerde ohne Hirten gewesen. Diese unerschütterliche Treue im katholischen Glauben wird eine glänzende Seite in der Geschichte der Kirche Madagaskars sein, welche, noch so jung und ihrer Priester während drei Jahren beraubt, den Angriffen der Irrlehre, die schon zu triumphiren wählte, Widerstand leistete. Unsere Christen haben unsere Hoffnungen übertroffen und das Ränkepiel des Anglicanismus zu nichte gemacht, der wahrlich kein Mittel unverzucht ließ, um sie in seine Netze zu locken.

In der Provinz Imerina und in der Gemeinde Ambositra blieben die Schulen fortbestehen, und jeden Sonntag kamen die Gläubigen in gewohnter Weise zusammen, um zu beten und das Lob Gottes zu singen. Damit sei nicht gesagt, daß wir nicht den Abfall von Einigen zu beklagen haben. Ein so fürchtbarer Sturm braust niemals über eine Mission hin,

ohne einige Opfer zu fordern. Wir dürfen aber sagen, daß der geistliche Schaden geringer war, als der materielle an Kirchen, Schulen und Priesterwohnungen; jedenfalls sind sie bedeutend geringer, als wir mit Grund fürchteten. Und schon sehen wir die Neubekehrten, welche in der Stunde der Prüfung schwach waren, zum katholischen Glauben zurückkehren; ja man ruft uns sogar in Dörfern, in welchen wir vor unserer Vertreibung keine Niederlassung hatten.

In der Provinz der Vetsileo hat die Verfolgung ärger gehaust. Zu Fianarantsoa, der Hauptstadt dieser Provinz, blieben Kirche und Schule strenge geschlossen; erst jetzt wurden sie durch die PP. Vigroux und Fabre wieder geöffnet. Auf dem Lande waren die Gotteshäuser meist niedergegriffen oder eingestürzt. Die beiden Patres haben überall Ruinen gefunden. Glücklicher Weise ist auch dort die geistliche Verwüstung weit unbedeutender, als die materielle. Ihrer Kirchen beraubt, haben sich die Christen in großer Zahl an den Sonntagen in Privathäusern zum Gebete und zum christlichen Unterrichte versammelt, den ihnen die Schullehrer ertheilten. Manche von ihnen haben als Strafe für ihren Eifer viel zu leiden gehabt; aber sie zogen Mißhandlungen und den härtesten Trohndienst dem Abfalle vor.

Wir wollen aber vor Allem von der Provinz Imerina reden, welche die Verfolgung nicht so hart bebrängte und welche uns ein trostreicheres Bild bietet. Wer hat den guten Samen auf diesem vom Wetterstürme verwüsteten Felde so wunderbar bewahrt? Gott bediente sich zur Vollbringung dieser Großthat namentlich dreier Werkzeuge: Victoria Rasamamanarivo's, des katholischen Vereins (Union catholique) und unserer madagassischen Ordensbrüder und Ordensschwestern.

Victoria Rasamamanarivo ist eine angesehene Dame am Hofe der Königin Ranavalona-Manjaka III. Als Gattin des ältesten Sohnes des ersten Ministers ist sie reich und hochgeehrt, mehr noch ihrer Tugenden, als ihrer hohen gesellschaftlichen Stellung wegen, eine Christin voll Eifer. Als P. Causséque am Tage unserer Vertreibung ihr Lebewohl sagte, sprach er zu ihr das Wort: ‚Victoria, Gott macht Sie heute zur Mutter unserer Christen, die ohne Hirten sein werden.‘ Mit Thränen in den Augen empfing Victoria diese Worte des Priesters, wie wenn Gott selbst sie gesprochen; sie unterzog sich der Aufgabe, welche ihr gestellt wurde, und versprach mit ebenso viel Demuth als Eifer, ihr Bestes zu thun. Sie that wirklich ihr Bestes, und nach Gott verdanken wir ihr die Erhaltung des katholischen Glaubens auf Madagaskar. Mit unerschöpflicher Großmuth Zeit, Geld und Einfluß für die gute Sache einsetzend, war sie die Seele des Widerstandes gegen den Sturm der Irrlehre. Voll Bescheidenheit und Einfalt war sie bis dahin schon ein Vorbild für die Christen von Tananarivo: in den Tagen der Prüfung aber wurde sie in Wahrheit ein Apostel der Kirche Madagaskars. Nicht zufrieden, ihren Kammeneifer dem Rathe des katholischen Vereins einzuhauchen, durcheilte sie in Person die Landgemeinden und spendete überall Unterstützung, Rath, Aufmunterung, vor Allem aber das Beispiel ihrer Tugend. Die Gegenwart dieser Lieblings Tochter des ersten Ministers, welche am Hofe so hoch geachtet ist, war eine kräftige Ermuthigung auch für die Furchtsamsten unserer Christen.

Victoria wurde von den Mitgliedern des katholischen Vereins trefflich unterstützt. Mehrere junge Leute, einflußreich durch ihre Stellung und Talente, waren Mitglieder, und Victoria

hatte an ihnen für den Kampf eine wohlorganisirte Armee. Wir werden sehen, mit welcher Tapferkeit dieselbe kämpfte.

Endlich bewiesen die Erstlinge des Ordenslebens, das Gott in seiner Gnade auch auf Madagaskar erwecken wollte, in diesen Tagen der Prüfung eine Standhaftigkeit, welche für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Leider konnten wir keine eingeborenen Priester als ihre Obern zurücklassen. P. Basilides Rahiby war gerade gestorben, und Fr. Venantius Manisatra widmete sich noch in Europa den Studien. Aber die Christen hatten doch das Glück, einen madegassischen Schulbruder und sechs madegassische St.-Josephs-Schwestern in ihrer Mitte zu behalten. Dem Eifer dieser Schwestern verdanken wir die Erhaltung der Mädchenschulen, der Sorge Br. Raphaels und des katholischen Vereins diejenige der Knabenschulen.

Dieser drei Werkzeuge vorzüglich hat sich also Gott zur Rettung der Kirche Madagaskars bedient. Und um Ihnen die Art und Weise zu zeigen, wie sie zusammenwirkten, will ich einige Auszüge aus dem Tagebuche des katholischen Vereins mittheilen.

„Als unsere Missionäre, Patres, Brüder und Schwestern vertrieben waren“ — so heißt es in diesem Tagebuche —, „zerstreuten sich ihre Schäflein; Furcht und Muthlosigkeit machten sie zu einer Herde, welche den Hirten verloren hat. Wessen Glaube nicht tiefe Wurzeln gefaßt hatte, wurde gewaltig erschüttert; wer aber einen lebendigen Glauben hatte, der zeigte jetzt Standhaftigkeit und Großmuth.

Am ersten Sonntage nach der Abreise der Missionäre (am 3. Juni 1883) waren die Mitglieder des katholischen Vereins, welche sich in der Kirche der unbefleckten Empfängniß versammelt hatten, nicht ganz Einer Meinung. Einige waren der Ansicht, man müsse sofort den Landkirchen zu Hülfe kommen; die Mehrzahl aber meinte, es sei besser, vorerst in den vier Kirchen der Hauptstadt die Uebungen der Frömmigkeit zu befestigen und den sonntäglichen Gottesdienst zu ordnen. Victoria unterstützte diese letztere Ansicht mit den Worten: „Laßt uns mit unserer eigenen Heiligung beginnen und dann erst an der Heiligung der anderen arbeiten. Wir wollen zunächst die vier Kirchen der Hauptstadt vollständig ordnen; sie werden dann die übrigen mit Vertrauen erfüllen und den Landkirchen zum Vorbilde dienen!“ Ein Mitglied des Vereins sagte darauf: „Laßt uns von dem gewohnten Gottesdienste nichts auslassen, als was das ausschließliche Amt des Priesters ist und was wir nicht vornehmen dürfen!“ Dieser weise Vorschlag wurde einstimmig angenommen.“

Der katholische Verein entwarf hierauf eine Gottesdienstordnung, welche an allen Sonntagen dieser drei Jahre treu eingehalten wurde. Morgens acht Uhr versammelte man sich in der Kirche zum Gebete, sang alles, was der Sängerkhor beim Amte singt, und an Festtagen wurden die Gesänge mit Musik begleitet. Was der Priester singt oder betet, las man fromm und hielt eine Unterweisung über einen Abschnitt des Katechismus. Um drei Uhr Nachmittags sang man die Vesper und hielt einen zweiten Katechismusunterricht. Dann wurde der Rosenkranz gebetet und mit dem Sacramentsliede, oft unter Musikbegleitung, geschlossen. Nicht zufrieden mit der Sonntagsheiligung, wollte der katholische Verein auch die Wochentage heiligen. Täglich versammelte man sich vor dem Beginne der Schule Morgens sieben Uhr in der Kirche, sang fromme Lieder und betete den Rosenkranz als Ersatz für die heilige Messe, und an allen Samstagen wurde die Lauretanische Litanei gesungen.

Nachdem die jungen Leute des katholischen Vereins den Gottesdienst in den Kirchen der Hauptstadt also geordnet hatten, besuchten sie die Landgemeinden und bestimmten die katholischen Lehrer, das Beispiel der Kirchen Tananarivo's nach Möglichkeit nachzuahmen. Und sie fuhrten mit diesen Besuchen der katholischen Dörfer fort, eifrig bemüht, daß die festgestellte Ordnung sowohl in den Schulen als im sonntäglichen Gottesdienste beobachtet werde.

Jeden Samstag versammelten sich die Mitglieder des katholischen Vereins unter dem Vorsitze Paul Rasiringa's, eines frommen jungen Mannes, der im Unterrichtsministerium eine Anstellung hat. In diesen Versammlungen berichtete jeder, was er in den verschiedenen Gemeinden Gutes oder Gefährliches beobachtet hatte; dann gab man mit Freimuth seinen Rath über die Maßnahmen zur Abstellung von Mißbräuchen oder zur Beförderung guter Werke. Man wird beim Durchlesen der Verhandlungen dieser Jünglinge, welche durch die Verbannung der Hirten so plötzlich zu einer Art Kirchenbehörde erhoben waren, mit Bewunderung erfüllt. Nicht nur Eifer und Frömmigkeit, sondern, was noch staunenswerther ist, Weisheit, Umsicht und Organisationstalent spricht aus ihren Beschlüssen, und gleichzeitig erquickt die Höflichkeit und die christliche Liebe, welche die manchmal lebhaften Erörterungen mäßigten.

Eines Tages schlugen einige Lehrer, von der besten Absicht befeelt, vor, in der Kirche Vorträge über die heilige Schrift zu halten. Die Mehrzahl widersetzte sich auf das Entschiedenste aus Furcht, es könnten Irrthümer wider den Glauben unterlaufen, wie das so leicht geschehen kann. Wir haben weder die Gnade noch die genügende Wissenschaft zur Auslegung der heiligen Schrift, sagten sie. „Halten wir uns beim Unterrichte an dem Buchstaben des Katechismus.“

Eine der größten Gefahren, welchen der katholische Verein entgegenarbeiten mußte, war die Armuth. Wie war es ohne Geldmittel möglich, alle Schulen und Wohltätigkeitsanstalten in Gang zu halten? Die kleine Summe, welche wir bei unserer Abreise ihnen überlassen konnten, war bald erschöpft. Die Lehrer und Lehrerinnen wollten sich freilich gerne mit dem Allernothwendigsten zufriedengeben; aber auch das konnte man ihnen nicht bieten. Die Mitglieder des Vereins und vor allen Victoria legten sich bedeutende Geldopfer auf; jedermann gab nach seinem Vermögen. Die Madegassen lieben das Geld und sind meist nicht reich; die jungen Leute des Vereins legten also in diesen Umständen die Probe einer wahrhaft heldenmüthigen Großmuth ab. Oft erkaltet der Eifer und läßt nach, namentlich in den Landgemeinden. Man veranstaltete also von Zeit zu Zeit anläßlich der Patronatsfeste die Zusammenkunft verschiedener Gemeinden, welche mit Gesängen und Prozessionen begangen und oft durch die Anwesenheit einflußreicher Mitglieder des Vereins oder Victoria's geehrt wurde.

Wollte ich Alles erzählen, so würde ich kein Ende finden. Doch darf ich das Haus für die Ausflügigen zu Ambahivoraka nicht übergehen, welches die Briefe P. Bréghère's den Lesern der „Katholischen Missionen“ bekannt machten (vgl. z. B. Jahrgang 1876 S. 255). Im Augenblicke unserer Verbannung waren 200 Kranke, welche bis dahin auf Kosten der Mission versorgt wurden, in demselben untergebracht. Sie sahen sich jetzt plötzlich aller Existenzmittel beraubt. Am Tage unserer Vertreibung wurde ihre Kapelle niedergebrannt. Einige Zeit später schickte sich ein protestantischer Prediger an, sie wöchentlich

zu besuchen, gab ihnen Almosen und predigte ihnen seine Lehre. Der katholische Verein verließ sie jedoch nicht; ein Mitglied besuchte sie, ermunterte sie und unterstützte sie nach dem Maße seines bescheidenen Vermögens. Nach einiger Zeit glaubte der protestantische Prediger den Boden hinlänglich vorbereitet und forderte die Ausfähigen zum Uebertritte zu seinem Bekenntnisse auf, indem er ihnen gleichzeitig reichlichere Almosen in Aussicht stellte. „Niemals!“ lautete die einstimmige Antwort der Ausfähigen. „Wenn Sie ein Almosen geben wollen, so geben Sie es uns; denn wir haben dasselbe inmitten unseres äußersten Elendes notwendig. Aber wenn dasselbe der Preis unseres Abfalls sein soll, so werden wir es nie annehmen.“ Einer solchen Festigkeit gegenüber, welcher er seine Bewunderung wohl nicht versagen konnte, hatte der Prediger den Takt, zu antworten, er wolle niemanden zwingen, und sobald die katholischen Missionäre zurückgekehrt waren, stellte er seine Besuche ein. Msgr. Cazet besuchte wenige Tage nach seiner Rückkehr die armen Ausfähigen, welche noch 83 an der Zahl sind; der Bischof beglückwünschte sie von Herzen ob ihrer Treue im Glauben, ermunterte sie zur Ausdauer und hinterließ zum Andenken seines Besuches ein reichliches Almosen. Die Ausfähigen waren zu Thränen gerührt und konnten Msgr. Cazet nicht genug danken; dann bat sie ihn, er möge ihnen vor Allen das Almosen der Predigt spenden und ihnen einen Missionär schicken, der sie zur Taufe oder zur heiligen Communion oder zur Firmung vorbereite. Ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Freude der hochwürdigste Bischof die Gewährung einer solchen Bitte versprach.

Zum Schlusse meines sehr langen Briefes erübrigt mir noch, in Kürze von den Arbeiten zu reden, welche wir seit unserer Rückkehr unternahmen. Neulich hielten wir in Tanana-

rivo eine Versammlung von 160 Lehrern und 30 Lehrerinnen. Kostbare Gehülfen zur Neuordnung unserer Schulen! Eine Anzahl junger Leute aus verschiedenen protestantischen Schulen, namentlich aus dem großen Colleg der Independents zu Tananarivo, welche einflußreichen Familien angehören, bitten uns um französischen Unterricht. Denn ein sehr wichtiger Vortheil des französisch-madagassischen Friedensvertrages ist der Umstand, daß fürderhin die Jünglinge, welche eine höhere Laufbahn betreten wollen, Französisch erlernen müssen. Wir haben deshalb sofort eine französische Schule eröffnet und unserm Fr. Venantius Manifatra, der mit Msgr. Cazet nach Madagaskar zurückkehrte, übergeben. Viele dieser jungen Leute sind Protestanten. Es werden jedenfalls manche Vorurtheile im Umgange mit uns fallen. Auf Pfingsten wohnten sie zahlreich unserm Gottesdienste bei und waren entzückt ob unserm Gesange und der Pracht unserer Ceremonien. Der französische Kurs zählt schon 170 Schüler, und täglich melden sich neue. Am Frohnleichnamsfeste haben wir eine herrliche Prozession durch die Alleen unseres Landhauses von Ambohipo gehalten. Die Theilnahme aus allen Gemeinden von Imerina war eine großartige. Der Geist der Sammlung und Frömmigkeit, der die große Menge besetzte, mußte jedermann auffallen.

Von den materiellen Verlusten, die uns betroffen haben, will ich nur ein Wort sagen. Wir konnten sie noch nicht vollständig abschätzen. Dieselben sind sowohl an den Gebäuden als an der Einrichtung der Kirchen, Schulen und Priesterwohnungen bedeutend, namentlich bei den Betheiles, wo 56 Kirchen und Kapellen geplündert und zerstört sind. Besonders schmerzlich war unserm Priesterherzen die gottesräuberische Entwendung vieler Messgewänder und heiliger Gefäße.“

Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die künftigen Missionen:		Für die Mission in Mariensfeld, Texas (Nordamerika):		„Sanctificetur nomen tuum“	5.—
Durch B. S. in Prag	10.—	Von Hilfsseelsorger Sittmann in Wilon	100.—	Aus Rhodansbrabe	100.—
Durch P. Beatus in Dornach	20.—	„J. Pfeuffer, Pfr. in Burglau	100.—	Für die Nordischen Missionen:	
Von S.	1.—	Für nothleidende Missionspriester zur		Von Hrn. Odenwalter in Unterliffingen	20.—
„A. S. Strebersdorf	16.21	Verfolgung von hl. Messen:		„J. K. Neuwilmsdorf	17.—
„Mehreren durch Kaplan Reminger in		Aus J. a. J.	21.34	Für den Kinheit-Jesu-Verein:	
„Eringen	53.—	Von A. Hebler in Ruderwald	26.—	Aus Grödenbach	25.—
„Von J. A. G. und L. S. in B.	6.—	Durch Hrn. Welter in Neuzals	210.—	Für den Bonificius-Verein:	
„Karoline Schmid in Schmidtsfeld	16.15	„Pro adelibus defunctis“	300.—	Aus Grödenbach	25.—
Aus Wittgasblüte	30.—	Von Hrn. Odenwalter in Unterliffingen	18.—	„Sanctificetur nomen tuum“	5.—
Von H. J.	10.—	Für die nothleidenden Priester in Si-		Für Kostauf und Unterhalt von Selben-	
„Hrn. Odenwalter in Unterliffingen	20.—	birien:		findern:	
Durch die Stella matutina in Feldkirch	49.80	Von A. M. B. S.	3.—	Durch P. Gregor Müller in Mehrerau	315.—
Von einem Missionspriester in Nassau	12.—	Durch den „Senבות des gött. Serzens Jesu“		Landspit durch P. B.	20.—
„Ave Maria“	8.10	in Innsbruck	40.42	Von Hrn. Odenwalter in Unterliffingen	20.—
Von J. in Hohenzollern	40.—	Für die Tautien-Mission am Sambesi		„F. Rupert M. in Metten	50.—
Für die Missionen in Indien, China u.		(Südafrika):		Für Kostauf und Unterhalt von Regere-	
Tongking:		Von Hrn. J. S. „misericordia“	41.—	findern:	
Von Ungenannt aus Prag: „Zu Ehren des		„A. in Jericho	20.—	Von Ungenannt in T. a. b. S.	200.—
„hl. Franz. Xaverius“	8.03	„Lehrer Binder in Zell	40.—	Durch die Stella matutina in Feldkirch	40.—
„einem Priester der Erzbischofs Wien	38.—	Durch die Stella matutina in Feldkirch	53.—	Von der Familie S. in Glas	21.—
„A. M. in Baderborn	40.—	Von Kaplan J. Beckmann in Horn i. B.	24.—	Pro Papa:	
„A. M. S.	6.—	Aus Rhodansbrabe	100.—	Von Scharfweiller	7.—
„A. in Jericho	20.—	Für die Missionen in Afrika:		„Scharfweiller	4.—
„Frz. Sonnenleitner, Secretär in Venedigau	5.68	Von J. Hertens, Kapl. in Vlerien: „In hono-		„Frz. Sonnenleitner, Secretär in Venedigau	4.85
„Sanctificetur nomen tuum“	10.—	rem beatae Mariae Virginis“	100.—	„Ungenannt	3.—
„Subtilitäts-Almosen von G. F. X. u. X. in		„A. in Jericho	20.—	Für verschiedene Zwecke:	
Bregenz	100.—	„Bitar Starke in Walpers	11.60	Von Hrn. Odenwalter in Unterliffingen	25.—
Von J. K. Neuwilmsdorf	33.—	Für die Herz-Jesu-Kirche zu Ghenighöly		Aus Grödenbach	150.—
Für die Missionen im Orient:		(Wacebonien):		Aus Wien	2.09
Von Hrn. Odenwalter in Unterliffingen	40.—	Ungenannt: „Heiliges Herz Jesu, erbarme dich		Durch G. Albert Bland in Speyer	15.—
„Dr. Otto, Stadtpfarrer in Wertheim	18.—	„unser“	4042.50	Von Kaplan J. Beckmann in Horn i. B.	2.—
„Hr. Herzog in Gr. Wallstadt	30.—	Für die Missionen in Amerika:		Durch die „Erm. Zeitung“ in Braunsberg	632.40
Für die Missionen in Palästina:		Durch Dean Fräule in Gurtweil	125.—	Von J. in Hohenzollern	20.44
Von J. in Jericho	20.—				
„Frz. Sonnenleitner, Secretär in Venedigau	5.68				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von J. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 15. October 1886.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.